Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 27/28 12. Juli 1923 37. Jahrgang

Inhalt: Lebenskampf — Der Evangelisch-Soziale Kongreß in Iserlohn — Die Entscheidungsfragen im kirchlichen Leben der Zukunft — Sadhu Sundar Singh, der Apostel Indiens. Erstes Stück — Zum neuen Kultus — Herrmanns Dogmatik. Seiner Vorlesungen viertes Stück — Wie man dem Gustav-Adolf-Verein aufhelfen kann — Augustusburg — Vom Tage — Der Friedensgedanke im französischen Protestantismus — Verschiedenes: Das Kind (Schmidkunz); Kleine Mitteilungen; Ein Vorschlag — Wöchentliche Chronik — Anzeigen

Lebenskampf

In dem allen überwinden wir weit um des willen, der uns geliebt hat. Röm. 8, 37

Seit uralten Zeiten dichtet die Menschheit den Mythos vom Kampf zwischen Licht und Finsternis, gutem und bösem Prinzip. Das war eine der Formen, unter denen sie sich das Wirken der Gottheit und in deren endlichem Siege die Erlösung bildhaft vorstellte. Auch bei Jesus lesen wir vom Kampf mit den Dämonen. Die alte Christenheit lehrte den zur Hölle gefahrenen kämpfenden Heiland. Luther sah hinter allem Geschehen diesen selben Kampf zwischen Gott und Satan sich abspielen. Blumhardt hatte die Ausdeutung seiner religiösen Erfahrung unter das Motto des Kampfes gestellt, wie alle Frommen mit dem felsenfesten Glauben, daß „Jesus Sieger" ist. Theologen wie A. Ritschl hatten ihre ganze Theologie mit dem Endzweck ausgebaut, sich zu behaupten in dieser Welt des Kampfes mit der Hilfe Gottes.

Wenn wir phantasiebegabte Menschen sind, dann sehen auch wir unsere körperliche und geistige Existenz von lebendigen feindlichen Gewalten untergraben. Im allgemeinen freilich sind wir heute mehr rational als mythisch denkende Menschen, zu nüchtern, um die Lebensvorgänge in lebendigen Bildern zu empfinden. Aber die Sache ist doch dieselbe: wir stehen im Kampf! In einem Kampf, bei welchem meist kein Blut fließt, der aber Nerven- und Lebenskraft kostet, der die Seele ermattet und oft zu Tode hetzt. Dieser Kampf spielt sich ab in der banalsten Sphäre der Lebenshaltung: mit der wirtschaftlichen Not. Nicht da allein, aber da am meisten aufdringlich und demütigend. Bergeschwer lasten die materiellen Mühen und Sorgen auf Tausenden. Wieviele sind buchstäblich sterbensmüde! und schleppen ihr Leben hin in der matten Hoffnung, es könnte vielleicht doch noch anders werden. Manche haben nicht einmal diese Hoffnung mehr. Kürzlich aus Lebensnot an einem Tage in Berlin 13 Selbstmorde! Welch entsetzliche Tiefe der Verzweiflung muß ein Mensch erfahren haben, bevor er einen solchen Schritt tut! Wie viel hin- und herzitternde Qual einer dutzendmal aufflackernden und wieder erlöschenden Hoffnung! Ob sich wohl alle Leser klar machen, welch ein verzweifelter Kampf hinter solcher trockenen Nachricht steckt? Und in diesem Ringen um die Lebenshaltung stehen so viele im Proletariat und Mittelstand, vor allem im „gebildeten" Mittelstand. Wie das zehrt! Und Kräfte für Besseres raubt! So brutal verlangt die Erhaltung unseres tierischen Organismus ihr Recht auf unsere Zeit und Kraft, daß wir uns unserer Niedrigkeit schämen und sie, bedrückt, geradezu als unsere Schuld empfinden.

Aber ist dieser Kampf wirklich so niedrig? Haben wir wirklich Anlaß, zu bedauern, daß wir ihm unsere wertvollsten Kräfte opfern — nutzlos opfern? Wenn der Idealist so denkt, dessen höchstes Lebensverlangen nur zum Selbstgenuß des menschlichen Geistes reicht, so ist das folgerichtig. Ja, für ihn bedeuten die maßlosen Opfer zur Erhaltung der materiellen Existenz Verschwendung. Nicht aber für den Christen, dessen Leben in Gott steht. Für ihn ist auch dieser Kampf um die niedrigsten Existenzmittel Gotteskampf. Auch er besteht auf Grund des verborgenen Ratschlusses Gottes und muß deshalb getragen sein. Ja, noch mehr: auch dieser Kampf ist „Beruf" und als solcher das Betätigungsfeld für diejenige Askese, die wir als Protestanten allein anerkennen: der ungesuchten, durch das Leben selbst gegebenen — Übungsbereich zur Zucht des eigenen Fleisches und zur Weckung der Liebe. Wie schwer ist gerade in solchen Lebenslagen Verträglichkeit, Langmut, Geduld und Güte! Wie leicht ist man gereizt zum Zorn hier, wo zornige Zusammenstöße doppelt schmerzen, da die Gemüter ohnedies schon wund sind. Und gerade deshalb fühlt hier der Christ die Forderung, sich mit doppelter Anstrengung zu „üben", seine „Nerven" zu bezwingen und mit seiner Güte andere gereizte Nerven zu beruhigen. Diese Anstrengung — das ist das Merkwürdige — bedeutet keineswegs eine neue Belastung, sondern eine Erleichterung des Lebenskampfes. Denn dadurch wird der an sich so unwürdige, sinnlose Lebenskampf auf die göttliche Stufe erhoben, er ist geheiligt, er wird aus dem materiellen Beruf ein geistlicher Beruf. Diese Auffassung stärkt uns! O welcher Kraftfülle sind wir fähig, wenn wir sie für hohe Ziele eingesetzt wissen! So wird der Lebenskampf zur Erhaltung unseres tierischen Organismus Gotteskampf, der geschieht für das Licht gegen die Finsternis. Nur so ist ein Sieg möglich: In dem allen überwinden wir weit ...

Wir überwinden ... freilich zuletzt nicht durch unsere Kraft; denn hätten wir nicht vorher Liebe erfahren, wäre die Liebe im Lebenskampf unmöglich. Darum weiß Paulus, warum er hinzusetzt: um des willen, der uns geliebt hat. W

Der Evangelisch-Soziale Kongreß in Iserlohn

Die 30. Tagung des Evangelisch-Sozialen Kongresses hat stattgefunden. Die Veranstaltung war von dem Arbeitsausschuß in Iserlohn ausgezeichnet vorbereitet. Die evangelische Bevölkerung der Stadt hat durch herzliche Gastfreundschaft sich die Kongreßteilnehmer verbunden. Die äußeren Voraussetzungen für eine fruchtbare Tagung waren gegeben, und die Tagesordnung konnte pünktlich durchgeführt werden.

1

Der erste Vortragende, Keßler-Jena, sprach über „die Not des Mittelstandes und die deutsche Gesellschaft". In soziologischer Untersuchung behandelte er die in dem gegliederten Gefüge der deutschen Gesellschaft sich heute vollziehenden Versenkungen und Umschichtungen, deren sichtbarste Erscheinung die Not des deutschen Mittelstandes ist. Zunächst deutete er den weltgeschichtlichen Hinter-

grund an, die wirtschaftlichen und moralischen Verluste der Völker Europas in und nach dem Weltkriege, mit Wirkungen, die den durch Jahrhunderte hindurch sich auswirkenden Folgen des Dreißigjährigen Krieges vergleichbar sind. Zu der gewaltigen Zerstörung wirtschaftlicher Werte, die ganz Europa zu einer ungeheuren Verarmung führt, kommen die weit schlimmeren moralischen Verluste, an die fast Niemand denkt, die furchtbare Verachtung des Menschenlebens, die Herrschaft der Gewalt, der Völkerhaß. Infolgedessen steht ganz Europa davor, geschichtlich zu versinken und als abgestorbener Erdteil mit reicher Vergangenheit der Heimarbeiter der reichen Völker zu werden. Diese europäische Katastrophe wirkt sich in nationalen Katastrophen aus.

Um das Geschick der deutschen Gesellschaft zu charakterisieren, aber gleichzeitig auch einen Ausweg zu zeigen, gab Keßler einen Überblick über die Schichtenbewegung in der deutschen Gesellschaft seit zwei Generationen. Zur Veranschaulichung zog er das Bild der Pyramide heran. Bei noch so verschiedener Gliederung im Einzelnen baut sich jede Gesellschaft eines Volkes wie eine Pyramide in Stufen auf: breite Unterschicht, Mittelgruppe, Spitze. Im Aufstieg und Abstieg der Gesellschaftsgruppen vollzieht sich das Leben der Gesellschaft. Die sozialen Fragen sind Fragen des Aufbaus der Gesellschaft. Die soziale Frage der letzten zwei Generationen war die Frage der Eingliederung der jungen Industriearbeiterklasse in die deutsche Gesellschaft. Ihr verdankt der Evangelisch-Soziale Kongreß seine Entstehung. Die Väter des Kongresses wollten im Geiste des Evangeliums dem Klassenhaß entgegenwirken und dadurch zum Aufbau der deutschen Gesellschaft beitragen. Diese soziale Frage ist heute gelöst. Schon 1914 war die Eingliederung der jungen Schicht im Wesentlichen vollzogen. Die Industriearbeiterklasse ist ein fester Träger unseres Staates geworden.

Heute steht die deutsche Gesellschaft vor einer neuen sozialen Frage, die um so schwieriger ist, als die ganze soziale Pyramide der deutschen Gesellschaft infolge Verarmung im Vergleich mit früher auf einer geringeren Höhe steht. Die neue soziale Frage besteht darin, daß die alte Mittelschicht, der Mittelstand von 1914, in ihren wichtigsten Teilen Unterschicht geworden ist. Eine neue Mittelschicht ist entstanden. Ihr gehört auch, von Ausnahmen abgesehen, die Schicht der gelernten Industriearbeiter an. Wenn die Arbeiterschaft diese Tatsache auch noch so sehr bestreitet und sich weiter als Proletariat betrachtet, so beweist sie damit nur, wie konservativ sie ist. Der Mittelstand von 1914 ist heute also in seiner alten Einheit nicht mehr vorhanden. Von ihm haben sich nur alle die Teile halten können, die etwas zu verkaufen hatten (Händler, Handwerker), oder die eine gewerkschaftliche Lohnbewegung machen konnten (die Privatangestellten). Abgesunken ist vor allem die alte Rentnerschaft. Das Elend dieser Schicht, dem wohl gesteuert werden muß, verursacht jedoch der Gesellschaft keinen dauernden Schaden, weil die Schicht mit den Betroffenen ausstirbt. Der Kern der neuen sozialen Frage liegt in der Tatsache, daß das Beamtentum und die Bildungsschicht absinken. Am folgenschwersten für das Volksganze ist das Absinken der letzteren, der Künstler und Schriftsteller, der geistig schaffenden Menschen. Denn ein Volk bedarf zur Förderung des geistigen Lebens als Gegengewicht gegen den Alltag der Befruchtung durch solche geistig führenden Menschen. Das Absinken der Mittelschicht als ganzer geschieht nicht ohne eigene Schuld. Gedankenlosigkeit, Dünkel und Leichtlebigkeit vieler Glieder haben sich gerächt.

Welcher Weg führt aus dieser Not zur Gesundung des deutschen Gesellschaftskörpers? Die Beamtenschaft und die Bildungsschicht befinden sich heute in einer ähnlichen Lage, wie die junge Schicht der Arbeiter in den Jahren 1860—1890, die damals sich als die Hoffnungslosen und Enterbten betrachteten und in glühendem Haß Feinde der herrschenden Gesellschaft wurden. Es wäre ein Irrweg, wenn die gesunkene Mittelschicht jene junge Schicht nachahmen und mit reaktionären oder revolutionären Ideen als Sekte der Bildung der heutigen Gesellschaft feindlich gegenübertreten wollte. Für Menschen mit Überlieferung und in geistiger Arbeit muß es einen anderen Ausweg geben. Das Ringen unseres Volkes um ein neues Bildungsideal deutet ihn an. Wir wollen nicht mehr einseitige Spezialisten- und Gelehrtenbildung als das höchste Ideal anerkennen, sondern Zusammenfassung und Volks- und Menschen-Bildung. Darum der starke Drang zur Philosophie und das Ringen mit den religiösen Kräften. Darum der Schauder vor dem rationalistischen Dünkel der naturwissenschaftlichen Zeit und vor dem Leitfadendünkel der Lehrerseminare. Darum der Haß der Jugend gegen die Allgemeinbildung der älteren Generation. In diese Krise des Bildungsideals ist auch die alte Bildungsschicht hineingezogen. Zwar kann unser Volk nicht ohne geistiges Leben und nicht ohne geistig schaffende Menschen bestehen. Aber es ist nicht auf ein ganz bestimmtes Bildungsideal und eine bestimmte Bildungsschicht angewiesen, weil beide wandelbar sind.

Damit ist die zur Zeit schwerste soziale Frage aufgeworfen: Kann die alte Bildungsschicht ohne Schaden für unser Gesellschaftsleben aussterben? Wenn wir Deutsche nicht aus allen europäischen Zusammenhängen herausgerissen werden wollen, muß wie in anderen europäischen Ländern so auch in Deutschland auf der Grundlage gemeinsamen geistigen Besitzes eine Bildungsschicht erhalten bleiben. Die eigentliche Aufgabe der Bildungsschicht liegt hier. Sie muß trotz des wirtschaftlichen Niedergangs wie jede Schicht den Kampf um die Erhaltung der Existenz aufnehmen. Sie darf sich nicht dadurch niederdrücken lassen, daß sie wirtschaftlich jetzt Unterschicht ist, und ihr gemeinsamer geistiger Besitz kann ihr Halt geben. Allerdings ist der geistige Besitz der abgesunkenen Mittelschicht so lange kein sittlicher Besitz, als wir vom alten Leben nicht los kommen und uns für arm halten, weil wir nicht mehr bezahlen können. Gerade darauf aber kommt es an, daß der geistige Besitz sittlicher Besitz wird, und daß die Bildungsschicht sich auf ihre sittlichen Kräfte besinnt. Denn die sittlichen Kräfte entscheiden beim Aufbau der Gesellschaft. Das hat zwar die marxistische Theorie bestritten, indem sie den Aufbau der Gesellschaft auf Kausalzusammenhänge zurückführte, aber zu Unrecht, denn der Mensch und Denker Marx und die Arbeiterschaft sind selbst, wenn auch unbewußt und unter dem Einfluß christlicher Sozialgedanken, von sittlichen Kräften getragen. Auf Grund des gemeinsamen sittlichen Gedankens der Einordnung des Einzelnen in das Ganze können sich Menschen aus den verschiedensten Lagern zusammenfinden, ganz gleich, ob sie vom christlichen Ideal der Bruderschaft und Gemeinde, vom Genossenschaftsgedanken des Sozialismus, vom Menschheitsgedanken des deutschen Idealismus, vom patriarchalischen Familiengedanken oder von dem Gemeinschaftsideal der Jugend ausgehen. In ganz besonderem Maß müßte das für die Bildungsschicht gelten. Sie steht heute vor der Frage, woher ihr diese sittlichen Kräfte zuwachsen können. Nur aus der Jugend! Die gesunde Jugend empfindet das Armsein nicht als ein so großes Unglück wie die Väter das Armwerden. Das Schicksal der Bildungsschicht hängt davon ab, ob die Jugendbewegung auch eine Bewegung der gebildeten Jugend wird. Die Jugend der Arbeiterschaft hat sich zahlreicher zur Jugendbewegung gefunden. Aber die akademische Jugend ist bisher fern geblieben. Darum steht die Bildungsschicht und ihre Jugend am Scheidewege. Was in der Jugendbewegung lebt, ist der einzige Weg aus der gegenwärtigen Not zur Gesundung des deutschen Gesellschaftskörpers: nicht Geist des Nachtrauerns, des sentimentalen oder hassenden Rückblicks, des Verzagens, sondern Geist bewußter stolzer Armut, die uns aus dem

Evangelium so vertraut ist. Nicht Individualbildung, sondern Volksbildung. Nicht Besitzenwollen und Genießenwollen, sondern Opferwille und aus Armut geborene Freudefähigkeit. Nur dann wird die Bildungsschicht als unterste Schicht der deutschen Gesellschaft dennoch zum tragenden Fundament, wenn sie und ihre Jugend mit diesem Geiste erfüllt wird; denn nicht Wissen ist Macht, sondern Können ist Dienst.

2

Die von Keßler erhobenen Forderungen erhielten durch den Vortrag Walter Classens über „Deutschlands Zukunft und seine Jugend", der am Morgen des zweiten Verhandlungstages als dritter Hauptvortrag stattfand, eine wertvolle und notwendige Ergänzung. Classen ging zuerst auf das Wesen der Jugendbewegung ein, gab dann einen Überblick über Lage und inneren Zustand der heutigen deutschen Jugend überhaupt und schloß mit Forderungen an das ältere Geschlecht.

Die Jugendbewegung ist ein Genesungs- und Verjüngungsprozeß der deutschen Volksseele. Die ihr zugehörende Jugend sehnt sich nach Reinheit, nach Echtheit und Wahrhaftigkeit, nach Befreiung von den Belastungen durch die heutige Zivilisation. Sie durchläuft zwei Stadien. Im ersten, dem der Romantik, verfällt sie individualistischem Sichselbstleben, innerem Erglühen in mystischen Stimmungen ohne Opferfähigkeit und Tatkraft. Erst im zweiten Stadium wird die Jugend ergriffen von dem Bewußtsein der Zugehörigkeit zum Volksganzen. Sie weiß sich als einen Teil des gemeinsamen Volksgeistes und wird erst jetzt im echten Sinn religiös. Durch Charakterisierung einer Reihe von Gruppen zeigt der Vortragende, daß die Jugendbewegung trotz aller Vielgestaltigkeit eine große Einheit ist; denn alle Gruppen, so der Bund deutscher Jugendvereine und die älteren Jünglingsvereine, die Jungdeutschen und Jungnationalen, die katholische Jugendbewegung, die Guttempler und die Wandervögel, auch die sozialistische Jugend, sie alle haben zunächst mehr oder weniger stark das Stadium der Romantik durchlaufen und ringen jetzt in tiefem religiösen Ernst um die Überwindung ihrer individualistischen Begrenztheit und um die Verwirklichung des Gemeinschaftsgedankens.

Ein Blick auf die Lage und den inneren Zustand der deutschen Jugend überhaupt ergibt, daß die Jugendbewegung nur einen kleinen Teil der ganzen deutschen Jugend ergriffen hat. Vor einem furchtbaren Abgrund steht die eigentlich proletarische Arbeiterjugend der Großstädte. Nur bei Einzelnen ist das Leben noch durch eine typische Sittlichkeit bestimmt, die von den Vätern ererbt und ungeprüft übernommen ist. Meist aber herrscht in dieser Jugend eine furchtbare Zerrissenheit infolge grenzenloser Willensschwäche, die sich zu dauernder Tätigkeit nicht mehr aufraffen kann. Dieser Jugend haben bisher weder die sozialistische noch die proletarische Jugendbewegung helfen können, weil beide noch nicht gelernt hatten, Opfer zu bringen, sondern nur ihren Hunger nach individualistischer Bildung zu stillen suchten. Eine Hilfe ist erst möglich, wenn die geistig arbeitende und die handarbeitende Jugend sich im gemeinsamen Ringen um die Verwirklichung des Gemeinschaftsgedankens gefunden haben.

Die Jugend der deutschen Landbevölkerung ist so gut wie gar nicht von der Jugendbewegung berührt. Als Jugend des reich werdenden Bauernstandes verkommt sie in völligem Materialismus und in stumpfsinnigem Genuß infolge der grenzenlosen Verwahrlosung, in die die alte Regierung und die Kirche die Bauernjugend hat geraten lassen. Es ist eine Lebensfrage für unser deutsches Volk, daß die echte Jugendbewegung auch die Landjugend ergreift und ihr hilft, sich vor dem vollständigen Verfall zu bewahren. Unser Volk muß die furchtbaren Lücken des Bürgertums in den Großstädten durch frische Kräfte vom Lande ergänzen. Dazu reicht aber die begabte und willensstarke Jugend der ländlichen Handwerker, die vom Land in die Stadt zieht, nicht aus.

Besonders ernst ist die Lage der Jugend auf den höheren Schulen und Universitäten. Nur ein Teil dieser Jugend besitzt Tüchtigkeit und Kraft. Weit zahlreicher ist die andere Jugend, die matt ist und oft einem maßlosen Materialismus huldigt. Auch diese Jugend hat eine Romantik. Aber es ist keine echte Romantik mit eigenem Willen zur Reinheit, sondern eine in den Schulen aufgepfropfte historische Romantik. Die lebendige Beziehung zum Volkstum fehlt. Die gebildete Oberschicht wird dem Volksganzen gleichgesetzt und isoliert. Gegen diese Jugend vermag die frische und lebendige Jugend nicht aufzukommen, weil sie nicht stark genug ist. Darum besteht für unser Volk die große Gefahr, daß wir alt werden wie die Franzosen, wenn aus dem Bauerntum keine frischen Kräfte mehr hervorgehen. Eine wesentliche Hilfe könnte die Jugend des an sich gesunden kleinen und hohen Adels bringen. Der landreiche Adel müßte sich wirklich als Volksgenosse fühlen und von seinen übergroßen Gütern der siedelungslustigen Jugend, vor allem der Jugend der landarmen Handwerkerfamilien, Land zur Besiedelung überlassen. Das setzte aber voraus, daß die Spaltung unseres Volkes in Bildungsklassen und das fremde Wesen, vor allem der Feudalismus, an dem unsere Studentenschaft krankt, beseitigt wird.

Für die Zukunft Deutschlands hängt alles von dem Einfluß der Jugend auf die gesamte deutsche Jugend ab. Darum ist die Verantwortung des älteren Geschlechts gegenüber der Jugendbewegung ganz besonders groß. Von dem älteren Geschlecht muß vor allem mehr Achtung vor dem Willen der Jugendbewegung und mehr Unterstützung ihres Kampfes gegen Alkoholkapital, Schund in Film und Schmutzliteratur gefordert werden. Das ältere Geschlecht muß der Jugend zu mutigerer und klarerer Zielsetzung verhelfen und mehr Härte gegenüber der Unehrlichkeit und Schlaffheit der Jugendmassen aufbringen. Es muß der Jugend Bilder von Vergangenheit und Heimat in die Seele senken und ihr vor allem in Weltanschauungsfragen das Recht innerer Freiheit und eigenen Wachstums lassen, ihr aber in sittlichen Fragen sagen, was man selbst als sittliche Überzeugung von ihr fordert.

3

Am Abend des ersten Verhandlungstages hatte im zweiten Hauptvortrag Lehmann-Mannheim zu sprechen über „Kirche und Volksleben". Er suchte nachzuweisen, daß die Religion und besonders die „organisierte Religion", die Kirche, d. h. das Christentum und die christliche Kirche, die Aufgabe haben, dem deutschen Volk die ethische Kultur zuzuführen und den deutschen Volkscharakter zu gestalten. Als Hauptaufgaben bezeichnete er die Schaffung einer ethisch begründeten öffentlichen Meinung und die sittliche Begründung der Wirtschaftsordnung in der Form eines evangelischen Sozialismus. Seine letzten Ausführungen streiften dieselben schweren Fragen, die Gegenstand des Diskussionsabends waren, an dem Fabrikant Bertelmann und Gewerkschaftssekretär Dippel über „Christentum und Wirtschaftsleben" sprachen. Bertelmann vertrat den Standpunkt des Unternehmertums. Er lehnte ab, auf Einzelfragen einzugehen, und verteidigte den „gesunden Egoismus" in der Wirtschaft. Dippel wandte sich gegen die Auswüchse der heutigen Wirtschaftsordnung und den Klassenhaß und trat unter Berufung auf die Gültigkeit der christlichen Ideen, wie sie in der Bergpredigt ausgesprochen sind, für soziale Versöhnung ein.

4

Von wirklicher Bedeutung für den Kongreß und seine Zukunft war der Vortrag Keßlers. In ihm wurde, wie der Vortragende mit Recht in seinem Schlußwort ge-

legentlich sagte, der Zeit der Puls gefühlt. Mit Hilfe der soziologischen Methode gelang es Keßler, die jüngsten Senkungen und Verwerfungen in der Schichtung der deutschen Gesellschaft mittels einer der Deutlichkeit wegen vereinfachten Linienführung zu zeichnen und die Lage der heutigen deutschen Gesellschaft genau zu bestimmen. An die Stelle der alten sozialen Frage der Eingliederung der Industriearbeiterschaft in die deutsche Gesellschaft ist die neue getreten: das Absinken der alten Mittel- und Bildungsschicht in die Unterschicht und die Gefahr ihres Aussterbens. Früher handelte es sich um die Eingliederung einer jungen geschichtslosen, nach gesellschaftlichem Aufstieg drängenden Unterschicht handarbeitender Menschen, heute um die Erhaltung einer überlieferungsreichen, in die Unterschicht absinkenden Mittelschicht geistig arbeitender Menschen. Die Schicht also, die Träger geistigen Besitzes ist, und die zur geistigen Durchdringung der früheren sozialen Frage berufen gewesen wäre, ist selbst Mittelpunkt der brennendsten sozialen Frage geworden. Das Wichtigste an der neuen sozialen Frage ist nach Keßlers Überzeugung nicht die rein wirtschaftliche und gesellschaftliche Seite, sondern das umfassend geistig-sittliche Problem der Erhaltung des geistigen Besitzes. Es ist bedeutungsvoll, daß Keßler am Schluß seiner Ausführungen die in dem von ihm gebrauchten Bild der Pyramide liegende Wertung aufgibt, wenn er hofft, daß die zur gesellschaftlichen Unterschicht gewordene Bildungsschicht auf Grund ihrer geistigen und sittlichen Kräfte „Fundament" der deutschen Gesellschaft wird. Keßler hat nicht ausgesprochen, auch nicht angedeutet, ob er mit dem Aufgeben dieses Bildes einen Standpunkt einnehmen will, der eine andere als die heutige Gesellschaftsordnung, d. h. eine stufenlose fordert. Eine größere Klarheit nach dieser Seite wäre für die Aussprache wünschenswert gewesen.

Die Bestimmung der Lage und des Auswegs entspringt bei Keßler einer geistigen Gesamthaltung, deren Grundzug man vielleicht als Ringen um Lebenstotalität bezeichnen kann. Leider hat Keßler ihr keinen genügend klaren Ausdruck gegeben. Nur aus dieser geistigen Gesamthaltung sind seine bedeutsamen Urteile und Folgerungen verständlich: die Ablehnung der als Kausalzusammenhang aufgefaßten Eigengesetzlichkeit des Gesellschaftslebens, statt dessen die Überzeugung von der unbedingten Bedeutung der sittlichen Kräfte auch in Wirtschaft und Gesellschaft. Die Verwerfung des alten, einseitigen, nur auf ein bestimmtes Fach gerichteten oder einer exklusiven Bildungsschicht angepaßten Bildungsideals, statt dessen das Suchen nach Zusammenfassung und nach Volks- und Menschen-Bildung. Die Beurteilung des wesentlichen Grundes für das Absinken der Bildungsschicht als ihrer Kollektivschuld und die Betonung der ihr wegen ihres geistigen Besitzes aufliegenden außerordentlichen Verantwortlichkeit gegenüber dem Volksganzen. Die Forderung der völligen Loslösung vom Hängen an der früheren Lebenshaltung mit weitem Lebensspielraum, statt dessen freudiges Bekenntnis zu der durch das Evangelium uns vertrauten Armut. Schließlich die Ablehnung alles Besitzenwollens und Genießenwollens, statt dessen Bereitschaft zu Opfer und Dienst. Da diese geistige Gesamthaltung in der deutschen Jugendbewegung lebendig ist, sieht Keßler mit Recht die zur Zeit entscheidende Frage darin, ob die Bildungsschicht und ihre Jugend ganz anders als bisher sich diesem Geist der Jugendbewegung erschließen wird.

Wenn auch Keßler seine grundsätzliche Stellung zur heutigen Gesellschaftsordnung und seine geistige Gesamthaltung nicht deutlich hat erkennen lassen, so hat er doch die heutige Lage der deutschen Gesellschaft klar bestimmt. Die Folgerungen daraus für die Lage des Evangelisch-Sozialen Kongresses hat er allerdings nicht gezogen. Wenn er die Lage richtig bestimmt hat, dann bestehen heute die sozialen Verhältnisse nicht mehr, in denen bisher die wichtigste Voraussetzung des Kongresses lag. Der Kongreß steht vor einer völlig neuen Lage der deutschen Gesellschaft. Die bisherigen Träger seiner Überlieferung sind nicht mehr wie bei der Arbeit an der Lösung der früheren sozialen Frage scheinbar unbetroffenes Subjekt, sondern als Glieder der absinkenden Bildungsschicht, gesellschaftswissenschaftlich betrachtet, offensichtlich in erster Linie betroffenes Objekt. Keßler hat durch seine Bestimmung der heutigen Lage, wenn auch unausgesprochen, dem Kongreß die Frage seiner Daseinsberechtigung gestellt, zum mindesten aber den Bruch mit der durch die alte soziale Frage bestimmten bisherigen Überlieferung und die völlige Neuorientierung gefordert. Sachlich bedeutet das, daß in dem Vortrag Keßlers ein Standpunkt und eine geistige Gesamthaltung zur Geltung kam, zu der die meisten Vertreter der bisherigen Überlieferung des Kongresses in begreiflichem Gegensatz stehen. Dieser Gegensatz, den man während der Tagung gelegentlich nicht ganz zu Recht als Gegensatz zwischen Alt und Jung bezeichnete, war der Hintergrund der ganzen Tagung.

Die für die Zukunft des Kongresses wichtigste Aufgabe wäre es gewesen, die Gründe der Gegensätze aufzudecken und die Aufgaben der Neuorientierung zu bestimmen. Aber diese Klärung ist während der ganzen Tagung nicht erfolgt. In der Aussprache zu Keßlers Vortrag gingen die Redner, vielleicht weil sein grundsätzlicher Standpunkt nicht scharf genug hervorgetreten war, nur auf Einzelheiten ein. Selbstverständlich war zu spüren, daß ein Gegensatz mindestens an bestimmten Punkten die Geister trennte, z. B. als die Größe der Schuld des Mittelstandes bestritten, ein gewisser Luxus gerechtfertigt und Bedenken gegen die Forderung geltend gemacht wurden, sich ganz auf Armut einzustellen. Eine sachliche Herausstellung der Gegensätze und des Wegs der Zusammenarbeit bahnte sich, allerdings ohne Anknüpfung an Keßlers Vortrag, in der Mitgliederversammlung an, die am Nachmittag des ersten Verhandlungstages stattfand und vorzeitig abgebrochen werden mußte.

Außerordentlich bedeutsam für die Tagung war auch der Vortrag W a l t e r C l a s s e n s. Classen hat zur Klärung der Lage sehr wesentlich beigetragen. Indem er die geistige Gesamthaltung der Jugendbewegung, ihr tief begründetes Ringen um die Überwindung der individualistischen Begrenztheit und um die Verwirklichung des Gemeinschaftsgedankens in opferbereiter Tat zeichnete, ergänzte er eine Lücke in Keßlers Vortrag und gab ein deutlicheres Bild von den geistigen Kräften, die die eigentlichen Träger der Zukunft und auch für die Neuorientierung des Kongresses außerordentlich wichtig sind. Durch Hervorhebung der bevölkerungspolitischen Bedeutung der Jugendbewegung rückte er die von Keßler aufgeworfenen Fragen in neue Beleuchtung. Seine noch bedenklichere Auffassung von der Lage der Jugend an unseren höheren Schulen und Universitäten hat die Entscheidungsfrage an die Bildungsschicht und ihre Jugend noch verschärft. Keßler und Classen haben ihre Hörer zu ernster Selbstbesinnung gezwungen.

Den Vortrag L e h m a n n s am Abend des ersten Verhandlungstages und die folgende Aussprache sowie den Diskussionsabend nach der Tagung muß man als mißlungen bezeichnen. Lehmanns Vortrag war keine geeignete Grundlage für eine Aussprache. Form und Aufbau erschwerten dem Hörer, gedanklich zu folgen. Die Auffassung des Themas und der Einzelinhalt des Vortrags waren außerordentlich anfechtbar. Alle die schweren, spannungsreichen Fragen der Gegenwart, über das Verhältnis etwa von Religion und Sittlichkeit, von Christentum und Kultur, von Christentum und Kirche, denen ein Redner in der Aussprache zu erregten Ausdruck gab, waren nicht zu finden. Die trennende Gegenüberstellung von Kirche als dem Subjekt und Volk als dem Objekt der ethischen und religiösen Beeinflussung war nicht frei von einem massiven kirchlichen Selbstbewußtsein. Die

Aufstellungen Lehmanns verkannten vollständig unsere heutige Lage. Daher blieb die anschließende Aussprache ohne jede Richtung. In ihrem weiteren Verlauf traten nicht ohne Schuld Lehmanns die Gegensätze unverhüllt zutage, die unser deutsches Volk in der Stellung zu Völkerhaß und Völkerfriede heute zerklüften. Spürbar quollen die Gegensätze auch in der Versammlung hoch; sie glich der Stimmung nach zeitweilig fast einer politischen Versammlung. Der Boden der Sachlichkeit, der sonst die ganzen Verhandlungen hindurch in vorbildlicher Weise eingehalten wurde, war verlassen; die Leidenschaften drohten überhand zu nehmen. So hatte dieser Abend etwas Zerrissenes. Als Ertrag nahm man die ernste Erkenntnis mit, wie ungeheuer groß die Aufgaben sind, an denen der Evangelisch-Soziale Kongreß mitzuarbeiten und seine zusammenballende Gemeinschaftskraft zu erweisen hat. Vor dieselbe Erkenntnis wurde man auch durch den Diskussionsabend gestellt, an dem die schwere Frage „Christentum und Wirtschaftsleben" von den Referenten zu oberflächlich behandelt wurde und auch die Aussprache unfruchtbar blieb.

Die 30. Tagung des Evangelisch-Sozialen Kongresses, die unter außerordentlich schwierigen Verhältnissen gewagt wurde, ist durch die Vorträge Keßlers und Classens als Ganzes gelungen. Allerdings drangen die Aussprachen, die charakterisiert sind, nicht durch das, was gesagt, sondern durch das, was unausgesprochen blieb, nicht bis zu den Hauptfragen vor und kamen daher auch nicht zu einer gewissen Geschlossenheit. Zweifellos ist die inhaltliche Füllung der beiden Teile des Kongreßrufes „Evangelisch-Sozial" scharf umstritten, viel schärfer, als in den Aussprachen zur Geltung kam. Die wichtigste Aufgabe für die nächste Zukunft des Kongresses liegt darin, daß die gegenüberstehenden Auffassungen in wirklicher Wechselrede aufeinander eingehen lernen und in sachlicher Zusammenarbeit sich zu engerer Arbeitsgemeinschaft finden. Das setzt allerdings ein Doppeltes voraus: Alle die, die sich der von Keßler und Classen angedeuteten geistigen Gesamthaltung verwandt fühlen, müssen die Mitarbeit nachhaltiger aufnehmen. Und, die Träger der bisherigen Überlieferung des Kongresses müssen ihre Aufgeschlossenheit gegenüber der neuen Lage erweisen*).

Gießen August Dell

Die Entscheidungsfragen im kirchlichen Leben der Zukunft

1

Bis jetzt war die Frage der Theologie entscheidend für das kirchliche Leben. Das war notwendig, so lange sich das kirchliche Leben freikämpfen mußte von traditioneller Belastung zu unbefangener Hingabe an religiöses Leben und Erleben in Gegenwart und Vergangenheit. Diese Schlacht ist geschlagen. Letzte Rückzugsgefechte mögen noch nötig sein. Daß das religiöse Leben aus unbefangener Hingabe an die Werte und nicht durch Unterordnung unter irgendwelche Urkunden und Meinungen lebt, ist rechts und links klar. Nun ist man dahin gekommen aus gegenwärtigem Erleben wieder Frömmigkeit zu schaffen, die Urkunden der Vergangenheit unbefangen als Leben auf sich wirken zu lassen. So kann die Frage kommen, ob man diese theologische Wissenschaft noch wirklich so nötig hat. Das nun aufsteigende Theologengeschlecht versteht unsere wissenschaftliche Leidenschaft gar nicht mehr. Es hat die Befreiung durch Wissenschaft nicht mehr so nötig wie wir. Daraus ergibt sich, daß die Wissenschaft fürs religiöse Leben die Bedeutung nicht mehr haben wird, wie bisher. Sie wird nach wie vor nötig sein. Sie wird aber vielmehr im Hintergrunde arbeiten und wachen, als im Vordergrund fürs kirchliche Leben gestaltend, einschneidend mitschaffen. Das ist auch die gesunde Lebenslage: Frömmigkeit in gegenwärtigem, unbefangen schaffendem Leben. Wissenschaft als aufmerksame beobachtende Geleiterin. Wir, die in der theologischen Wissenschaft und im Kampfe für sie geradezu einen Lebensinhalt gesehen haben, sollten doch dankbar sein, daß wir diese innere Umstellung vornehmen können und müssen. Was aber wird die Zukunft der Kirche bestimmen? Es scheint mir darüber in kirchlichen Kreisen so völlige Blindheit zu herrschen, daß man einmal sehr ernst darüber reden muß.

2

Wir feierten im Kreise der Jugend Sonnwende. Ein junger Mann wandelte am Feuer hin und her, die brennende Zigarette im Munde — ein leidenschaftlicher Ausbruch der Andern: Hier, wo reine Jugend ihr Feuer anzündet, wo sie durchs Feuer springt, um ihren großen Lebensidealen Treue zu geloben, wagt es einer eine Zigarette anzuzünden! — Vielen aus unserm Kreise wird das noch zum Lachen sein! Ein solcher Ausbruch um eine Zigarette! — Wenn aber diese Jugend, die nun eine Lebensgestaltung ohne Reizmittel, ganz aus der schaffenden Wahrheit und Freude des Innenlebens fordert, diese Jugend, die jetzt Alkohol und Tabak, Kino und Schundliteratur mit glühender Leidenschaft bekämpft — wenn diese Jugend klar wird über die Frage und Notwendigkeit der Kirche, was dann? — Wird sie nicht sagen: Ein Pfarrer, der Alkohol trinkt oder raucht, entweiht unsere Gottesdienste! — Dies Wort wird kommen, und es wird wieder eine der großen Entscheidungsfragen an unsere Kirche, an den Pfarrstand sein: Wohin gehst du? Gehörst du zu jener behaglichen Gesellschaft, die sich ihre Bier- und Weingemütlichkeit nicht nehmen läßt und mit elegantem Schwung die Zigarette zum Munde führt — oder gehörst du zu jenen schaffenden Kreisen, denen die Not, die seelische Not des deutschen Volkes auf dem Herzen brennt, die nichts ertragen können, was Seele und schaffende Kräfte zerstört und hemmt?

3

Mit einem Staatsanwalt saß ich kürzlich zusammen. Der sagte: Wenn Sie die Leute kennen lernten, wie ich, dann würden Sie nicht den Glauben haben, daß mit diesem Volke, dieser Arbeiterschaft irgendetwas anzufangen ist. — Wie lange sind Sie Staatsanwalt? — Nahe 20 Jahre. — Was haben Sie nun getan, um diesem Zustand Ihres Volkes ein Ende zu machen? — Da sieht er mich sehr erstaunt an. Aber so ist es bei uns. 20 Jahre verurteilt ein Mann Glieder seines Volkes, schimpft über ganze Stände. Aber die Frage legt er sich nie vor, was er tun kann, das zu ändern. Ist es bei der großen Masse unsers Pfarrstandes sehr viel anders? — Gewiß, der Pfarrstand hat mehr getan als die andern Glieder der „gebildeten" Stände. Hat er die großen Gefahren des Volkslebens ernst genommen, so blutig ernst, wie er es hätte tun müssen, wie sie nun von aufsteigenden großen Bewegungen genommen werden?

Ich habe immer etwas gelächelt, wenn uns Pfarrern Askese, wohl gar Ehelosigkeit von Leuten empfohlen wurde, die selbst nicht im entferntesten an so etwas dachten. Aber Eines muß im Pfarrstand selbstverständlich sein: daß er die großen Schäden und Nöte des Volkslebens sehr viel schwerer nimmt, als die Andern. Das aber ist die große Frage des kirchlichen Lebens, nach der sich die Geister zu scheiden beginnen: Durchschlagendes Ernstnehmen — und Oberflächlichkeit. Wird es dem Pfarrstand in der Zukunft ein Hauptanliegen sein, zu

*) Nicht vergessen dürfen wir, unsern Lesern die schöne **Festschrift** zu empfehlen, mit der wir in Iserlohn begrüßt wurden. Sie kostet nur 1000 Mark und ist von der Graphischen Kunst- und Verlagsanstalt Rudolph Wichelhoven in Iserlohn zu bezieken. Bevorwortet von unserm Ernährungsminister Luther. Der Hauptbeitrag ist von **Natorp**: „Randglossen zur Osterwoche der Jungsozialisten in Hofgeismar." D H

jener Kaste der Behäbigen, Wohlanständigen, „Akademisch Gebildeten mit Bierzipfeln und Biersitten" zu gehören, oder wird er entschlossen sich zu denen gruppieren, die im Kampfe um neue Lebensgestaltungen auf allen Lebensgebieten stehen, einerlei aus welchen Volksschichten sie stammen.

4

Das gilt auch für die Stellung zur sozialen Frage. Unerträglich ist es, wie der Pfarrstand hier die ganze oberflächliche Urteilsweise der „Gebildeten" mitmacht. Es ist nicht nur der Arbeiterstand, es ist das ganze deutsche Volk vom Kapitalismus so sehr sittlich verwüstet, daß man weder während des Krieges noch jetzt etwas dabei findet, wenn Menschen von der Not ihres Volkes reich werden. Jeder tut das Seine dazu, das er kann, dasselbe zu erreichen. Und dann hört man noch Urteile — in unsern Kreisen, Urteile — daß diese Art der Wirtschaftsweise und des Verwüstens von Menschenkraft nicht entbehrt werden könne. Wir müssen aber die Frage ganz blutig ernst nehmen, ob es einen Weg gibt, unser Volk aus dieser Gier und diesem Wahnsinn herauszureißen. Es gibt aber nur einen Weg: der heißt Sozialismus. Ihn zu ermöglichen ist Sozialismus der Gesinnung notwendig, damit Menschen werden, die in starker ethischer Gesinnung die Führung dieser großen Umgestaltung in die Hand nehmen. Erst wenn Sozialismus stark Gesinnung geworden ist, werden die Organisatoren emporgetragen, die dieser Gesinung leben. Und Sozialismus im wirtschaftlichen Leben ist einfach die Frage der großen Organisatoren. Daß diese heute alle ihre Größe als wirtschaftliche Organisatoren einfach selbstverständlich verbinden mit einem für den sittlich Ernsten schamlosen Egoismus, ist ihr und unser Verhängnis. Deshalb haben wir heute diesen kapitalistischen Bolschewismus, der unser Volk ausraubt zugunsten einzelner großer Kapitalbildungen und darüber die letzten Kapitalien von Redlichkeit und Vertrauen zerstört.

Die starken Massen des Kapitalismus haben heute das Gefühl, daß sie eine „Heiligung" ihres Lebens brauchen, damit sie dem Ansturm der sittlichen Forderungen besser standhalten können. Wird „die Kirche" ihnen dafür, daß sie sich lebhafter am kirchlichen Leben beteiligen, diese Heiligung der Selbstsucht zu geben suchen? — Das ist wieder eine der großen Lebensfragen, vor der wir jetzt schon stehen. Sie klar sehen, heißt erkennen, vor welchem Abgrund die Kirche steht.

5

Selbstverständlich bäumt sich unser vaterländisches und völkisches Gefühl auf gegen alle Vergewaltigungen, die wir erleben, jetzt für die Bewohner des Ruhrgebiets und ihre Not vor allem. Hier möchte ich die ernste Frage an alle Christen in England und Amerika, Frankreich vor allem richten: Ob dies dauern soll, daß Menschenmassen diese Qualen und Schrecken erdulden müssen, damit die klugen Diplomaten Zeit finden, sich gegenseitig zu überlisten? —

Für uns Deutsche kommt ein Anderes in Frage: Wollen wir das nun wirklich als „Vaterlandsliebe" anerkennen, wenn man in einem Rausche der Entrüstung gegen die Feinde, die Vergewaltiger lostobt — und nicht daran denkt, sein eigen Leben auch nur im Geringsten so einzurichten, daß es dem Vaterlande dient. „Deutschland, Deutschland über Alles ..." und verzweifeltes Kämpfen gegen die Steuern, die ihren Stand treffen. So die Alten. Und die Jungen? Alkohol, Tabak und blödsinniges Treiben des sogenannten „eleganten" Lebens und seiner Nachahmung, sexuelle Ausschweifung, Geldehe. Ganz klar wollen wir sein, daß die Zukunft unseres Vaterlandes an der sittlichen Wiederaufrichtung hängt. Sittliche Wiederaufrichtung bedeutet aber Schaffen aus Liebe und nicht aus Geldgier, reine Lebensgestaltung, Überwindung des Geldgeistes, Überwindung der Kluft in unserm Volke durch selbstverständliches Einordnen der „höhern" Stände in die gleiche Volksgemeinschaft Aller und entschlossenes Vernichten der Vorurteile und Hochmutsgesinnung, die das unmöglich machen. Wo das nicht ist, ist keine Vaterlandsliebe. Und wenn die Kirche sich dazu hergibt, jener andern Vaterlandsliebe auch nur einen Schein von Weihe zu geben, so entweiht sie ihr heiliges Erbe.

6

Sobald wir entschlossen sind, die Aufrichtung unseres Volkes aus sittlicher Kraft zu suchen, wissen wir auch die klare Stellung gegen eine andere Gefahr. Alle Gewalt ist Verzweifeln an der sittlichen Kraft, ob sie im Innern oder nach Außen angewendet wird. Es gibt keine gerechte, reine, edle Gestaltung der Volksgemeinschaft durch Gewalt. Sie wird nur durch die Bildung der Gesinnung und Schaffen aus starker Gesinnung. Es gibt keine „Größe" eines Volkes durch Gewalt, Eroberung und Krieg, auch keine „Freiheit". Das sollten wir jetzt am Beispiel unserer siegreichen Feinde deutlich erleben. Gerechtigkeit und Größe gibt es nur aus dem zähen Schaffen sittlich ernster Menschen. Schaffen wir aber unter unerträglichem Drucke eine Volksgemeinschaft, in der die Lasten durch gerechte Verteilung tragbar gemacht, in der schaffender Wille großes, gutes Gemeinschaftsleben gestaltet und die Wirtschaft aus ihrer selbstsüchtigen Eigengesetzlichkeit in den Dienst sittlicher Werte gezwungen wird, dann werden vor der Kraft dieser Lebensgestaltung die Fesseln abfallen, die sie uns aufgelegt haben. Man kann den nicht fesseln, zu dessen Tun man aufschaut.

Welchen Weg wollen wir mit unserm Volk, für unser Volk gehen als Kirche?

Wollen wir ihm predigen: Gerechtigkeit, Wahrheit, sittliche Kraft sind Ideale für den, dem es sonst gut geht. Wenn es dir aber schlecht geht, mußt du dir erst mit der Faust die nötigen Güter und Freiheit schaffen, dann kannst du wieder an jene großen sittlichen Werte glauben — wenn du dann noch Lust hast! Nein. Ernstnehmen bis zur Selbstverleugnung, ernst nehmen den großen heiligen Gottesglauben, daß Gerechtigkeit und Freiheit, Güte und Wahrheit sein Wille sind und Verwirklichung seines Wesens im Menschentum. Hier ist das Leben, das eingeht in unser Werk und Sein. Wo es ist, ist Kraft und Zukunft, wo es nicht ist, ist Tod und Untergang.

Wenigstens die Kirche muß klar und deutlich die große Tatsache festhalten, daß der Weltkrieg und die Götterdämmerung dieser Zeit das Gericht über ein Geschlecht ist, dem jene Werte zu Sonntagswerten und der Glaube zum Sonntagsgut geworden war. Bleiben wir bei jener Einstellung, so geht eben das Gericht weiter. Wir vollziehen es an uns selbst. Heraus aus dem Untergang führt nur der Weg des Lebens, indem wir das Göttliche in unsern Willen aufnehmen und nur der Gerechtigkeit, der Wahrheit, der Reinheit, der Liebe leben und nur an sie und ihre zukunftschaffende Wirksamkeit glauben.

7

Damit sind wir zum Letzten gekommen. Es ist in dem allen die große Frage der Wirklichkeit des Göttlichen. Soll den Menschen weiter gepredigt werden, daß sie an Gott glauben, weil Andere es ihnen sagen oder weil Jesus da war oder weil er Wunder tat und auferstanden ist? Oder soll ihnen klar werden, daß all diese Glaubenswerte deshalb wahr sind, weil der Wert aller Werte und die Kraft aller Kräfte als eine ungeheure, übermenschlich gewaltige Wirksamkeit in uns, in einem Jeden von uns vorhanden ist? Dort ist sie der Wille jener großen, reinen Menschengestaltung und Gemeinschaftsgestaltung, der aller Menschheit Arbeit gilt und gelten muß — wenn sie nicht Torheit, Sünde und Tod sein soll. Dort ist sie die aufsteigende Kraft dieser Gestaltung, die uns durchglüht und uns zu Gliedern einer höhern Welt, Wirklichkeit und Wirksamkeit macht, in der wir das Ewige erleben und

uns als ewig. Wem es wirklich ist, der lebt darin und dem ist es ein Unsinn, wenn ihm gesagt wird: Mit dem allem gibt es keine Freiheit eines Volkes und keine Zukunft. Da muß Gewalt hinzukommen. — Uns aber ist hier die Wirklichkeit Gottes, in der wir leben und wirken müssen — es ist nicht geraten etwas wider das Gewissen zu tun — wehe dem, der den lebendigen Gott verläßt und im Unglauben sich von ihm scheidet. — Wohin will sich die Kirche wenden?

In jeder Frage immer wieder taucht es auf: Machst du ganz Ernst mit der Wirklichkeit Gottes — ganz Ernst, so ernst, wie ein Geschlecht es nehmen muß, das diese Zeit erlebt — oder willst du Gott dienen — und andern Göttern?

Ein Geschlecht wie das unsre aber wird an Gott nur glauben lernen da, wo es die weltbezwingende Wirklichkeit seines Wesens erlebt. Daß es das erlebt, können wir nicht machen. Wehe aber uns, wenn wir uns ihr nicht ganz hingeben, da wo sie zu uns spricht.

Und nun lasset uns darüber nachdenken, welcher neue Gegensatz in der Kirche heraufsteigt an Stelle des alten „orthodox = liberal". — Wohl kann es uns davor bange werden. Aber aus der Theorie heraus sind wir nun in den Kampf um die ganze volle Frömmigkeit des heiligen Willens eingetreten, der in Jesus lebte und aus ihm uns packt, daß wir ihm uns hingeben müssen.

Eisenach Emil Fuchs

Sadhu Sundar Singh, der Apostel Indiens

1

An der Tür eines englischen Hauses erscheint ein seltsamer Mann: eine hochaufgerichtete Gestalt in langem, safrangelbem Gewande, das Haupt von einem mächtigen Turban verhüllt. Aus dem olivenfarbenen Angesicht, das von einem tiefschwarzen Bart umsäumt ist, treten zwei sanfte, dunkle Augen hervor; sie künden von einem wunderbaren Frieden, von einer unaussprechlichen Güte des Herzens. Der Fremde nennt dem Mädchen, das ihm die Tür geöffnet, seinen Namen: Sadhu Sundar Singh. Sie blickt ihn voll Erstaunen an, eilt von dannen und ruft ihre Herrin: „Da ist Jemand, der Sie sprechen möchte; seinen Namen kann ich nicht verstehen, aber er sieht aus wie Jesus Christus."

Das englische Mädchen, das im Auge des indischen Mannes Christi Heilandsliebe erschaute, ist nicht die Einzige, die beim ersten Anblick das Geheimnis seiner Heiligkeit und göttlichen Berufung ahnte. So vielen Männern und Frauen in Europa, die ihn zu sehen das Glück hatten, schien es, als sei in ihm einer der großen Gottesmänner der Bibel auferstanden. Dieser unmittelbare Gefühlseindruck findet seine volle Bestätigung, wenn wir die Lebensgeschichte dieses seltsamen Mannes lesen und seine Botschaft vernehmen. In seinem wunderbaren Lebensgang, in seinem geisterfüllten Innenleben, in seiner apostolischen Wirksamkeit gleicht dieser indische Christusjünger dem Völkerapostel Paulus. Wie dieser größte aller Apostel und Heiligen, so ist auch Sundar Singh nicht auf gewöhnlichem Wege, sondern auf wunderbare Weise zu Christus bekehrt worden; wie jener, so ist auch er aus einem leidenschaftlichen Feind Christi sein begeisterter Jünger und Apostel geworden; wie jener, so hat auch er das Evangelium „von keinem Menschen empfangen noch gelernet, sondern durch Offenbarung Jesu Christi" (Gal. 1, 12); wie jener, so ist auch er durch Länder und über Meere gereist, um die Botschaft seines Herrn und Heilandes zu verkünden; wie jener, so hat auch er um des Evangeliums willen alles erduldet, Armut und Blöße, Hunger und Kälte, Folterqualen und Kerkerhaft, Schmähung und Verfolgung. Aber trotz dieser überraschenden Ähnlichkeiten steht Sundar Singh in manchem der irdischen Erscheinung seines Herrn und Heilandes näher als dem großen Apostel. In seiner naturhaften Frische und Ursprünglichkeit, in der Bildhaftigkeit seines Gedankens und seiner Rede erinnert er ebenso an den Meister von Nazareth wie in seiner wandernden Heimatlosigkeit und seinem Drange zur Einsamkeit der Natur. Es ist in der Tat ein Stück „biblische Geschichte", die sich im Leben und Wirken des Sadhu von neuem abspielt.

Sundar Singh wurde 1889 zu Rampur in Nordindien geboren. Seine Familie gehört dem Stamme des Sikhs an, deren religiöse Eigentümlichkeit in einer Mischung islamischen Monotheismus mit hinduistischer Mystik liegt. Die tief fromme, früh verstorbene Mutter pflanzte dem jungen Sundar Singh eine leidenschaftliche religiöse Sehnsucht ins Herz, ein heißes Verlangen nach jenem inneren Frieden, der seit mehr als zwei Jahrtausenden das Ziel aller indischen Heilsreligionen war. Sie war es auch, die ihm das indische Asketenideal eines Sadhu, d. h. eines in Armut und Keuschheit ganz dem Ewigen zugekehrten Heiligen vor die Seele stellte. Sundar vertiefte sich unablässig in die heiligen Schriften Indiens; Nächte lang saß er über den Upanishaden, über dem Koran und dem Granth (der kanonischen Schrift der Sikhs); das Hohelied indischer Mystik, die Bhagavadgita, konnte er sogar auswendig. Untertags widmete er mehrere Stunden der stillen Meditation, übte sich in der mystischen Psychotechnik des Yoga und brachte es zu Trancezuständen, ohne den ersehnten Frieden zu erlangen. In der presbyterianischen Missionsschule seines Heimatortes, die er besuchte, lernte er das Neue Testament kennen; es stieß ihn zunächst ab; ja, im Eifer für die Religion seiner Väter ging er sogar soweit, es zu zerreißen und zu verbrennen. Aber das geheimnisvolle Buch ließ ihn nicht los; vor allem war es ein Wort, das seine Seele gepackt hatte und das ihm immer wieder vor die Seele trat, wenn er die heiligen Schriften seiner eigenen Religion las: „Kommet zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken." Die innere Unruhe wuchs mehr und mehr; das Ungenügen seiner heimischen Religionsschriften wurde ihm immer deutlicher; der Gedanke, daß vielleicht erst im jenseitigen Leben der ersehnte Friede zu erlangen sei, ließ Selbstmordgedanken in dem fünfzehnjährigen Jüngling aufsteigen. In seiner Not und Ungewißheit flehte er eines Morgens voll Inbrunst: „O Gott — wenn es einen Gott gibt —, zeige mir den rechten Weg, sonst werde ich mich töten." Er betete und wartete, aber keine Antwort kam. Dennoch ließ er nicht ab von seinem innigen Gebet. Da plötzlich gewahrte er ein großes Licht, und als er betend in dieses Licht schaute, sah er die Erscheinung des Herrn Jesu Christi, verklärt in Liebe und Herrlichkeit. Und er vernahm eine Stimme: „Wie lange willst du mich verfolgen? Ich bin gekommen, dich zu erlösen; du erflehtest den rechten Weg; warum gehst du ihn nicht?" Da erkannte er: „Jesus Christus ist nicht tot! Er lebt, und dieser ist er selbst." Und er fiel ihm anbetend zu Füßen. Ein wunderbarer Friede zog in seiner Seele ein, ein Friede, der ihn nicht wieder verließ.

Sundar Singh hatte sein Sehnsuchtsziel erreicht; kein heiliges Buch, kein frommer Mensch, nein, der lebendige Christus selbst hatte sich ihm geoffenbart und ihm den Frieden geschenkt und den Weg gezeigt. Der eifrige Sikh war nun Christ geworden. Das offene Bekenntnis zu Christus führte den Bruch mit seiner Familie herbei; er wurde von seinem Vater verstoßen und mußte ohne alle Habe das elterliche Heim verlassen. Nachdem er in einer anglikanischen Kirche getauft worden war, legte er das gelbe indische Asketengewand an, um als armer und heimatloser Sadhu seinen Volksgenossen und dem tibetanischen Nachbarvolk das Evangelium Christi zu verkündigen. Eine Zeit lang pflegte er zusammen mit einem amerikanischen Arzt, der die Lebensweise des heiligen Franz führte, Pestkranke und Aussätzige; durch ihn wurde er mit dem Armutsideal des Heiligen von Assisi bekannt.

In den Jahren 1909/10 unterbrach er seine Tätigkeit als Wanderprediger durch das Studium an einem theologischen College. Hier wurde er mit der „Nachfolge Christi" des Thomas von Kempen vertraut, einem Büchlein, das tiefe Spuren in seiner Frömmigkeit zurückgelassen hat. Um der Bindung an eine bestimmte christliche Konfession zu entgehen, verzichtete er auf das ihm angebotene priesterliche Amt und nahm wieder die Wirksamkeit als Wanderapostel auf. Ein vierzigtägiges Fasten, das er — Jesu Beispiel folgend — unternahm, half ihm, die letzten Zweifel und Schwierigkeiten, die ihn bis dahin beschäftigt hatten, zu überwinden. Und mit erneuter Kraft widmete er sich seinem apostolischen Berufe. Hoch oben in den schneebedeckten Dörfern des Himalaya wie tief unten an den heißen Ufern des Ganges predigte er die Botschaft Christi. Seine Verkündigung des Evangeliums brachte ihm viele äußere Leiden, mehr als einmal schon winkte ihm die Märtyrerkrone. Aber sein Erfolg wuchs, der Ruhm seines Namens breitete sich über ganz Indien aus; immer größere Scharen strömten zusammen um ihn zu hören und ihm zu huldigen. Da trat auch an ihn der Versucher heran und suchte ihn in seiner Christusliebe wankend zu machen: „Warum beschränkst du dich auf die Christen? Sie sind ja so wenige und überdies in so viele Sekten zersplittert. Das Göttliche ist ja eines. Du bist Indiens Sohn, deiner frommen Mutter Hoffnung. Werde für Inder ein Inder. Nimm das Beste aus ihrer heiligen Weisheit. Erneuere, vollende, was Indiens große Männer gedacht, gesungen und gelebt in Jahrtausenden. Dann wird das Rad deiner Lehre von Tibet bis nach Ceylon rollen. Dann wirst du Indiens geistiger Erlöser und Herr." Sundar Singh stutzte einen Augenblick, dann aber wies er den Versucher zurück mit den Worten: „Weiche von mir, Satan! Du willst, daß ich den schmalen Weg des Kreuzes und des Lebens verlasse und auf den breiten Weg des Todes mich begebe. Mein Lohn ist Christus, der Herr, der sein Leben für mich hingegeben, und es ist meine heilige Pflicht, mich und alles für ihn zu opfern, der alles für mich ist." Sundar Singh blieb Sieger über alle Lockungen und Versuchungen, er blieb Christus und seinem christlichen Sadhu-Berufe treu. Auch der Weltruhm, der ihn bald umstrahlte, nahm ihm nichts von seiner Christusliebe, seiner Aufrichtigkeit und Schlichtheit, seiner Demut und Opferbereitschaft. Überall, wohin er auf seiner Weltreise kam, in China und Japan, in Amerika und Australien, in England und Schweden, legte er Zeugnis von Christi Macht ab. Selbst die schweren Enttäuschungen, die ihm das abendländische Christentum in seiner Verweltlichung und Veräußerlichung bereitete, vermochten ihn nicht in seinem Glauben an Christus zu erschüttern. Als Apostel Christi war er nach dem Westen gekommen, als Apostel Christi kehrte er wieder in seine indische Heimat zurück. Dort wirkt er unermüdlich in den Wintermonaten, während er den Sommer hindurch in Tibet das Evangelium predigt, einem Lande, das bisher der christlichen Mission völlig verschlossen war. Ob dort einmal seine Sehnsucht, für Christus den Märtyrertod zu sterben, sich erfüllen wird, weiß allein der Ewige, dem sein ganzes Denken und Leben gehört*).

Wir abendländischen Christen stehen staunend vor der wunderbaren Gestalt dieses indischen Christusapostels. Es ist uns zunächst, als sei seine ganze Lebensgeschichte eine herrliche Legende, wie sie zu hunderten in den katholischen Heiligenbüchern zu finden sind. Und doch, dieses Leben ist volle Wirklichkeit, unmittelbare Gegenwart. Hier tritt wirklich ein frommer Zeitgenosse vor uns hin, für den Christus, der Heiland, „alles in allem" ist (Kol. 3, 11). Wo ist die Quelle, aus der diese starke und innige Christusliebe, dieser lebendige Opfermut, dieser verzehrende apostolische Eifer fließt? Der Sadhu gibt uns selbst die Antwort: „Durch Menschen des Gebets kann Gott große Wunder tun." Das Geheimnis seiner Persönlichkeit wie aller großen religiösen Persönlichkeiten liegt in seinem Gebetsleben. Die Welt, in der der Sadhu lebt und webt, ist die Welt des Gebets. Täglich bringt er mehrere Stunden in Betrachtung, Versenkung und Gebet zu, ehe er seinen Brüdern das Evangelium predigt. Wenn er im Himalaja weilt, dann widmet er, dem Beipiel seines göttlichen Meisters folgend, ganze Tage und Nächte dem Gebet in der Bergeinsamkeit. Weil für ihn selbst das Gebet das religiöse Lebensbrot ist, darum ist auch seine Predigt eine stete Mahnung zum Gebetsleben. „Gebet, Gebet und wieder Gebet", das ist Sundar Singhs Losung.

Beten ist für den Menschen so notwendig wie Atmen.

Das Gebet ist das wesentlichste Mittel für das geistige Leben.

Geistige Dinge können ohne Ruhe und Versenkung nicht wahrgenommen werden.

Geistige Dinge kann uns Gott nicht geben ohne Gebet.

Das Gebet ist die notwendige Vorbereitung, um geistige Gaben von Gott zu empfangen.

Nur Sehnsucht und Gebet öffnen Gott den Raum in unsere Herzen.

Wie die Milch in den Mund des Kindes nicht fließt, bevor dieses an der Brust saugt, also müssen die Kinder Gottes durch das Gebet die geistliche Milch und Nahrung einsaugen; sonst erhalten sie nichts.

Die Perlen finden sich nur auf dem Grunde des Meeres. Willst du sie haben, mußt du hinabtauchen in die Meerestiefe. Wollen wir die Perlen des heiligen Geistes erlangen, müssen wir niedertauchen in die Tiefe, d. h. wir müssen beten; wir müssen versinken in Betrachtung und Gebet.

Das Gebet führt uns aus dem Dunkel, wo wir mit allem Vermögen des Auges und Verstandes die wahre Wirklichkeit nicht erfassen können, hinein in die Welt des geistigen Lichtes

Das Gebet schließt dem Menschen die Welt des Göttlichen auf — darin stimmt der Sadhu mit all den großen Frommen seiner Heimat überein; aber für den Christen bedeutet das Gebet noch mehr. Ihm enthüllt es jenes Geheimnis der Gottheit Christi, das dem forschenden Verstande verschlossen ist:

Wir lernen vieles von Jesus in den Büchern der Bibel, aber wir können ihn nur kennen durch Gebet. Das ist meine Erfahrung. Ich verstand nicht, daß er in Wahrheit Gott ist, bevor er durch das Gebet sich mir offenbarte. Da erfuhr ich, daß er wirklich das ewige Wort ist.

So kommt die betende Seele in Berührung mit dem ewigen Vater, sie schaut den ewigen Sohn in seiner Herrlichkeit und Liebe, und sie nimmt den heiligen Geist als ihren himmlischen Gast in sich auf. „Wir können den heiligen Geist durch Gebet einatmen." Und dieser Geist ist der Geist des Friedens, jenes Friedens, durch den die Himmelsseligkeit sich in ein armes Menschenherz senkt:

Der Friede, den Gottes Nähe vermittelt, ist der Himmel. Viele Christen erwarten den Himmel erst nach dem Tode. Aber der Christ lebt schon hier in Gottes Nähe. Sein Leben im Himmel heißt Gebet, ständiger Umgang mit Gott im Gebet.

Das ewige Leben wird im Gebet gelebt und schon hier unten begonnen. Es ist nicht nur ein Gegenstand der Hoffnung und Erwartung. Durch das Gebet wird diese Erde in Gottes Himmel verwandelt.

Aber was ist der Inhalt dieses Betens, von dem der Sadhu, aus der tiefsten Herzenserfahrung schöpfend, wie vom Himmel redet? Ist es jenes leidenschaftliche Bitten und Flehen in all den mannigfachen Nöten des menschlichen Lebens? Nein:

Das Wesen des Gebetes besteht nicht hierin, daß wir etwas begehren, sondern daß wir unsere Herzen Gott öffnen, mit ihm reden, in stetem Umgang mit ihm leben. Das Gebet ist ständige Überlassung an Gott.

Beten ist nicht, Gott um verschiedene Lebensbedürfnisse bitten, sondern Gott selbst erlangen, den Inhaber des Lebens.

Beten ist überhaupt nicht Bitten, sondern die Einigung mit Gott, das Gespräch mit Gott.

Und soweit das Beten Bittgebet ist, hat es keinen anderen Gegenstand als Gott selbst:

Der wahre Beter bittet nicht um dieses und jenes, sondern um Gott.

Bittet nicht um Gaben, sondern um den Geber aller Gaben, nicht um das Leben, sondern um den Geber alles Lebens.

*) Die Nachricht, daß der Sadhu in diesem Frühjahr durch tibetanische Lamas ermordet worden sei, ist unzutreffend, vergleiche Sp. 434.

Sadhu Sundar Singh gehört zu den größten unter den christlichen Betern; die reifsten und tiefsten Gedanken über das Gebet, die von christlichen Frommen ausgesprochen worden, lassen sich in seinen Predigten wiederfinden. Aber Sundar Singh ist nicht nur Beter, sondern Ekstatiker. Aus dem innigen Gebet und der tiefen Versenkung gleitet er immer wieder hinab in jene unergründlichen Zustände der Ekstase, in denen er, ganz der Welt entrückt, die Wunder der Überwelt schaut. Er ist im „Grunde der Seele“ angelangt wie ein perlensuchender Taucher auf dem Meeresgrunde. Raum und Zeit sind ihm entschwunden, alles ist für ihn lebendige, ewige Gegenwart. Er weilt an der Stätte der ewigen Seligkeit, wo die Scharen der Engel und Heiligen Christi Thron umstehen; mit seinem hellsichtigen Geistesauge schaut er Christi liebeverklärtes Antlitz, das er zuerst bei seiner wunderbaren Bekehrung geschaut hatte. Ohne Worte, in einer Sprache, die keine Menschenzunge wiedergeben kann, hält er geistigen Austausch mit Christus und den Heiligen. Alle Fragen, die seinen Geist bewegen, werden hier beantwortet; alle Rätsel, die sein Herz quälen, werden hier gelöst; der Sinn des Bibelwortes wird ihm hier aufgeschlossen. Hier empfängt er göttliche Offenbarungen, denen gegenüber für ihn alle Kirchentradition und alle Theologenweisheit nichts sind. Stundenlang verweilt er in der dem Auge des Weltmenschen gänzlich unzugänglichen Himmelswelt. Freunde, die ihn in der Ekstase überraschten, fanden ihn in unbeweglicher Ruhe mit weit geöffneten Augen und seligem Lächeln; sie sahen an seinem wunderbaren Gesichtsausdruck, daß er, was anderen Frommen verwehrt ist, hinüberschauen konnte ins Reich des Jenseits und die Wonnen des Himmels noch vor dem leiblichen Tode kosten durfte. Aber trotz der Seligkeit der Ekstase bedeutet für Sundar Singh die Rückkehr vom Himmel in die Welt nicht (wie für viele christliche Mystiker) Leiden und Schmerz; wenn er erwacht, fühlt er sich an Leib und Seele erfrischt und gestärkt, spürt er neue Kraft und Freude zur Verkündigung des Evangeliums *). Aber im Gegensatz zu den Yogapraktikern sucht er nicht die Ekstase herbeizuführen, er wartet nicht einmal auf sie, wie der große Plotin und andere Ekstatiker taten. Sie ist für ihn ein reines „Gottesgeschenk, das man annehmen, aber nicht suchen soll“; „für den Empfänger ist sie die köstliche Perle“.

In diesem steten Gebetsleben, das immer wieder zu den Gipfeln der Ekstase emporsteigt, gründet jener unaussprechliche Friede, der allen, die dem Sadhu begegneten, aus seinen Augen entgegenstrahlte, jener Friede, den Sundar Singh so oft als sein tiefstes Herzensglück preist — „es ist ein so wundervoller Friede, ich wollte, ich könnte euch diesen Frieden zeigen“. Dieser himmlische Friede verläßt ihn auch nicht in Zeiten der größten Qual. Im Gefängnis, in das er in Tibet wegen seiner Verkündigung des Evangeliums geworfen wurde, schrieb er auf die erste Seite seines Neuen Testamentes: „Christi Gegenwart hat mein Gefängnis zum Segenshimmel gemacht.“ Immer wieder erzählt er von dem inneren Frieden und der tiefen Freude, die er gerade dann empfand, als einmal in Tibet sein nackter Leib, in den Block eingespannt, von zahlreichen Blutegeln ausgesogen wurde. Ja, er bekennt, daß er nie in seinem Leben eine solche „Seligkeit im Frieden Christi“ verspürt habe wie in jenen schauervollen Tagen, da er in Tibet zur Strafe für sein Predigen in einem wasserlosen, von stinkenden Leichen erfüllten Brunnenloch saß, bis er auf unerklärte Weise von dem sichtbar nahen Tode errettet wurde. „Christi Friede verwandelte für mich den dunklen Brunnen zum Himmelreich.“

Die wunderbare Erfahrung, daß Gott gerade in der größten äußeren Not und Qual der Seele den tiefsten Trost schenkte, ließ bei dem Sadhu wie bei so vielen christlichen Mystikern eine überschwängliche Liebe zum Kreuz und Leiden reifen. Das Kreuz ist ihm „der Schlüssel des Himmels“:

> Es gibt nichts Schöneres als das Kreuz, im Himmel und auf Erden. Durch das Kreuz offenbart Gott dem Menschen seine Liebe. Ohne das Kreuz wüßten wir nichts von der Liebe des himmlischen Vaters.

Gott selbst sprach einmal zu ihm:

> So wie man einem neugeborenen Kinde zuerst einen Schlag geben muß, damit es zu schreien und zu atmen beginne, in gleicher Weise muß auch ich durch die Schläge von Leid und Trauer meine Kinder zum Weinen bringen, so daß sie durch den Atem des Gebets ein neues Leben beginnen, das in Ewigkeit dauert.

Von allen Leiden aber steht für den Sadhu am höchsten das Martyrium für Christus. Er kennt keine höhere Sehnsucht als für Christus zu leiden und sein Leben für ihn hinzugeben.

Das innere Leben des Sadhu ist ein „Leben im Himmel“. Wenn er in seinen Predigten immer wieder den Gedanken verficht, daß für den Christen schon hier auf Erden, nicht erst im Jenseits der Himmel beginne, so spricht er seine innerste Erfahrung aus. Aber dieses Himmelsleben verläuft keineswegs in müßiger Beschaulichkeit, nein, es offenbart sich in der stärksten Wirksamkeit, in der dienenden und opfernden Hingabe an die Brüder. Der Friede des Herzens strahlt die Liebe aus:

> Haben wir den Frieden, der alle Vernunft übersteigt, so können wir nicht nur durch Worte, sondern durch unser ganzes Wesen und Leben Zeugnis von Gottes Liebe ablegen.
>
> Wer immer diesen Frieden und diese Glückseligkeit empfangen hat, dem braucht man nicht zu sagen: Gehe hin und verkündige sie Anderen, er kann sie gar nicht für sich behalten.
>
> Es ist Gottes Wille, daß das Feuer des heiligen Geistes, das wir empfangen, auch Anderen Licht und Wärme spenden und ihnen zum Heil verhelfen soll.
>
> Der Mann des Gebets wird durch sein Gebet tauglicher, seinen Mitmenschen geistlichen Dienst zu erweisen und ihnen auf dem Weg zur Seligkeit zu helfen.

In dieser christlichen Auffassung von der Einheit des beschaulichen und tätigen Lebens tritt Sundar Singh in scharfen Gegensatz zu den Asketen seiner indischen Heimat: „Ihr werdet Sadhus, weil ihr euch selbst martern wollt; ich wurde Sadhu, um zu dienen.“ Wie die Fische, die in der Meerestiefe weilen, ihr Sinnesvermögen verlieren, wie der Strauß, der seine Schwingen nicht gebraucht, sein Flugvermögen verliert, so muß auch jener Fromme, der in der reinen Beschaulichkeit und Abgeschiedenheit lebt, innerlich verkümmern. Ein wahrer Christ muß in der Welt sein und in der Welt wirken, aber die Welt darf nicht in sein Herz eindringen; mit dem Verhältnis des Christenlebens zur Welt ist es wie mit dem Boot im Wasser; das Boot muß in dem Wasser sein, aber das Wasser darf nicht im Boot sein, sonst geht es unter. Selten ist die Stellungnahme des Christentums zur Welt so bündig und anschaulich ausgesprochen worden wie in diesem Vergleich.

Marburg — Friedrich Heiler

Zum neuen Kultus

In Nr. 9/10 der CW hatte Herr Direktor Wilhelm Spiecker, ein langjähriger Verehrer Rittelmeyers, an diesen drei Schreiben veröffentlicht, in denen er auf Grund seiner Teilnahme an einer Menschenweihehandlung der Christengemeinschaft den neuen Kultus als katholisch-anthroposophisch ablehnte. Nach einer halben Verteidigung aus der Feder des Pfarrers Karl Ludwig in derselben Nummer ergriff Dr. Rittelmeyer in Nr. 18/19 selbst das Wort, um den neuen Kultus vor den Lesern der CW gegen seine Angreifer zu rechtfertigen. Ich danke es dem Herrn Herausgeber, daß er mir die Spalten dieses Blattes zu einer sachlichen Auseinandersetzung einräumt.

Dr. Rittelmeyer erinnert an die wissenschaftliche Not und an die Gottesdienstnot des heutigen Protestantismus.

*) Diese Ekstasen und ekstatischen Visionen sind für den Sadhu keineswegs außergewöhnliche, sondern alltägliche Erfahrungen.

Wir glauben ein volles Verständnis dafür zu haben, was er unter der wissenschaftlichen Not versteht. „Historismus, Psychologismus und Irrationalismus", gegen die er und seine theologischen Freunde kämpfen, sind in der Tat Symtome der geistigen Verwirrung, welche nach Klärung geradezu schreit, wenn auch gesunde Ansätze zu einer Lösung sich offenbar hier und dort zeigen. Auch die Kultusfrage drängt ohne Zweifel — man denke nur an die Abendmahlsnot — zu ernstester Besinnung, und jeder ernste Versuch auf evangelischer Grundlage verdient selbstverständlich unser aller Beachtung. Die Kernfrage, um die es sich letzten Endes handelt, kann nun allein die sein: *Auf welcher Grundlage steht der Kultus der Christengemeinschaft und damit diese selbst?*

Darauf muß zunächst gesagt werden, daß das Verhalten sowie die Worte der Christengemeinschaftler es einem Unbefangenen nicht eben leicht machen zu einer klaren Antwort auf solche klare Frage zu gelangen. Denn wer so fragt, der will ja in erster Linie nicht wissen, was von der andern Seite immer wieder mit Fleiß in den Vordergrund geschoben wird, ob Steiner selbst zur Gründung einer eigenen Christengemeinschaft und zur Aufgabe des Pfarramtes zu- oder abgeredet hat, ob die Christengemeinschaft organisatorisch oder finanziell in engerem oder loserem Zusammenhang mit der Anthroposophischen Gesellschaft steht, auch nicht, ob die Mitglieder der Anthroposophischen Gesellschaft und die der Christengemeinschaft, soweit sie nicht beide Organisationen durch Personalunion verbinden, einander mit mehr oder weniger wohlwollender Neutralität oder gar gespannt gegenüberstehen *). Sondern er will wissen, wes *Geistes* die neue Christengemeinschaft ist. Sehen die Führer der Christengemeinschaft auch heute noch in der Anthroposophie die erforderliche Grundlage für die zu erhoffende religiöse Erneuerung? Nach allen vorliegenden Zeugnissen wird diese Frage zu bejahen sein. Wir wollen Sätzen wie den folgenden gern vollen Glauben schenken: „Aber wenn wir auch der Anthroposophie größten Dank schuldig sind und ohne sie unser jetziges Unternehmen niemals hätten beginnen können, so vertreten wir doch nur, was wir ganz auf die eigne Verantwortung nehmen können, und wollen den Menschen Christentum bringen und nicht Anthroposophie" — und müssen doch fragend hinzusetzen: Auch nicht anthroposophisches Christentum? und den anthroposophischen Christus? „Es wird möglich sein, ein Christentum in die Gegenwart hineinzustellen, das vor der anthroposophischen Geisteserkenntnis bestehen kann, das aber doch denen Heimat und Segen wird, die zur Anthroposophischen Gesellschaft (so!) keine Beziehung knüpfen wollen oder zu den anthroposophischen Forschungsergebnissen (so!) kein Verhältnis finden können." (CW 18/19 Sp. 273.) Sollte Dr. Rittelmeyers und der Christengemeinschaft Christentum auch zu den geistigen Grundlagen der Anthroposophie Rudolf Steiners, nicht nur zur Anthroposophischen Gesellschaft und den anthroposophischen Forschungsergebnissen, in einem so neutralen Verhältnis stehen, wie es nach diesen Sätzen scheinen könnte? Ich fürchte, wir reden so lange aneinander vorbei, bis diese Frage eindeutig geklärt ist. Warum halten aber die Christengemeinschaftler in deutschen Städten hin und her Vorträge über „religiöse Erneuerung", in denen sie zunächst von den anthroposophischen Hintergründen ihrer Bewegung kein Wort sagen, und wenn sie von ehrlich suchenden Menschen danach offen gefragt werden, gereizt und ausweichend antworten, während gleichzeitig Schriften zum Verkauf kommen, die den Zusammenhang viel deutlicher zeigen? Warum spricht Dr. Rittelmeyer von „persönlichen Abneigungen gegen vermutetes (so!) Anthroposophisches", wenn Direktor Spiecker den anthroposophischen Grundcharakter der „Menschenweihehandlung" als solchen erkennt und herausstellt?

Damit sich die Leser ein eigenes Urteil über den Geist des neuen Kultus, auf den bekanntlich die Christengemeinschaft ihre Mitglieder verpflichtet, bilden können, setze ich ein paar Sätze aus dem Rittelmeyerschen Flugblatt „Menschenweihehandlung" hierher

... Das Weihegewand, das der Priester trägt, erweckt in uns die Lichtfarbe, in der unsere Seele nun selbst erstrahlen soll. Das Kreuzband, das er über der Brust kreuzt, verkündigt uns, wem er und wir in dieser Stunde mehr angehören als uns selbst. Das Feierüberkleid, das er anlegt, wenn er sich zum Höchsten anschickt, wechselt in den Farben nach dem Jahresgang, mit Zeichen geschmückt, die das rechte Verhältnis und Verhalten des Menschen zur oberen Welt aussprechen (!), sagt uns, daß der Mensch, wenn er sich der Gottheit nahen will, aus dem engpersönlichen Leben heraus zum Mitleben mit dem ganzen Weltall sich aufschwingen muß. ... Aber nicht leer kann dieser Kelch zu Gott emporgehoben werden. Wie der Mensch eben dadurch Mensch ist, daß er das Übersinnlich-Geistige und das Irdisch-Persönliche vereinigt, wie er Erdenwesen ist, begabt mit Geist, und Geist, gefaßt in Erdenpersönlichkeit, so vollzieht nun der Priester am Altar ein Nachbild der Menschenschöpfung selbst, indem er den Wein, den Ausdruck des Erdenhaft-Persönlichen, vereinigt mit dem Wasser, dem Ausdruck des reinen Geistes, und beides im Kelch mit neuem Willen wieder emporhebt zur göttlichen Höhe. Der Mensch kehrt zu Gott zurück, von dem er gefallen ist, indem er die edelste Erdengabe, zugleich sein eigenes geistigstes Bild, vor sich hält. — Soll nun das Opfer vollendet sein? Es ist nun erst vorbereitet. Jetzt hat der Mensch erst wiederholt, was vergangene Zeiten durch Jahrtausende hindurch aus dem Christussehnen heraus taten. Nun darf er den Christus selbst zur Hilfe rufen. Er durchchristet sich. Wenn der heilige Rauch um den Kelch heraufsteigt, und in den heiligen Rauch hinein die Worte des Opfergebetes erklingen, steht das Gebet selbst in vollster Erden-Bild-Wirklichkeit vor uns. Indem der Mensch das Gebet aus der Verborgenheit heraus so erdendeutlich vor sich hinstellt, macht er es uns zum sichtbaren Bekenntnis und erdenstarken Tat und verstärkt es so in sich selbst. Indem er die ihm geschenkten Naturgaben zu Zeichen werden läßt, durch die er mit der göttlichen Welt redet, gibt er dieser Natur ihre höchste Würde und erlöst sie, die er ja selbst ins Verderben mit hineingezogen. Indem er heilig hingegebene Worte spricht und durch sie den Rauch gestaltet, erfaßt er die Natur an dem Punkt, wo sie heute schon seinem Schöpferwalten am zugänglichsten ist, schafft er ein Vorbild seines kommenden Schöpfertums, wie das Wein-Wasser-Opfer Nachbild des vergangenen Schöpfertums gewesen ist.

Ist es noch nötig ausdrücklich hervorzuheben, was daran anthroposophisch ist? Kann überhaupt einer, der nicht anthroposophisch geschult ist, ihren eigentlichen Sinn erfassen? Oder ist das nicht Geist von Steiners Geist? Der Kultus der Christengemeinschaft ist in der Tat bis in seine tiefsten Wurzeln hinein anthroposophisch gedacht und anthroposophisch gestaltet, wie denn ja auch Rudolf Steiner, von dem Rittelmeyer-Kreis „um Ratschläge für das religiöse Wirken, auch für das gottesdienstliche Leben" angegangen, „die Antworten gegeben, die sich ihm aus seiner Erkenntnisart ergaben, und sich (sie?) durch wörtliche Beschreibung einiger kultischer Musterbeispiele erläutert hat *).

Damit ist zugleich über die Christlichkeit der Christengemeinschaft entschieden. Wer die Unvereinbarkeit der Anthroposophie mit dem Christentum im Sinne des Evangeliums Jesu Christi noch nicht durchschaute, dem kann sie sich, vorausgesetzt, daß er nicht das Wesen des Christentums selbst schon mit anthroposophischen Augen und damit anthroposophisch sieht **), an Dr. Rittelmeyers

---

*) Vgl. z. B. CW 18/19 Sp. 273 Anmerkung, oder etwa „Christentum und Gegenwart" 1922 Nr. 12 S. 170 den Briefwechsel über „Christentum und Kirche", der zwar ein leidenschaftliches persönliches Bekenntnis des Gründers der Christengemeinschaft zur Anthroposovhie enthält, aber dann die entscheidende Frage nach dem Verhältnis von Anthroposophie und Christengemeinschaft selbst in der oben angedeuteten Weise dahin abbiegt: „Aber es sei hier klar und bestimmt mit aller Deutlichkeit ausgesprochen. Unsere Bewegung ist von der Anthroposophischen Gesellschaft finanziell und organisatorisch *völlig unabhängig.*"

*) Vgl. CW 19 Sp. 153. Auch das Brevier geht bekanntlich auf Steiner zurück.

**) Rittelmeyer selbst hält den Kultus für „am Neuen Testament orientiert".

Erläuterungen dieses neuen Kultus zur Genüge klar machen. Man lese nur noch einmal aufmerksam die Sätze: „Er durchchristet sich" bis „indem er heilig hingegebene Worte spricht und durch sie den Rauch gestaltet". Wir stellen hier nur die Fragen: Kann ein Mensch sich wirklich selbst „durchchristen"? Hat es mit dem Beten im Geist und in der Wahrheit noch etwas gemein, wenn der Mensch im neuen Kultus in den heiligen Rauch hinein spricht und durch das Beten den Rauch gestaltet, um es so in sich selbst zu verstärken? Soll darin das Tatchristentum an Stelle des Wortchristentums bestehen, daß der Mensch auf solche Weise der Natur ihre höchste Würde geben und sie erlösen will? Solche Fragen stellen, heißt sie eindeutig beantworten, trotz und wegen Röm. 8, 19 ff. Mit alledem stellt der Mensch das Gebet wirklich nur „vor sich hin und verstärkt es so in sich selbst, d. h. er kommt trotz aller krampfhaften Anstrengungen nicht über die menschliche, künstliche, gesteigerte Sphäre hinaus und gerade nicht zu einer Erneuerung in der Gemeinschaft des lebendigen Gottes, wie er sie im Gebet des Glaubens sucht. All das bestätigt nur, was schon oft, und zwar nicht nur von Stümpern, die sich die Sache leicht machen wollen, eingehend begründet worden ist: daß es zum Geist keine Mittelbarkeiten, auch keine übersinnlichen gibt, daß es nur eine einzige Beziehung zum Geist gibt, nämlich diese: wir sind Geist *). Die Gewißheit des Geistes trennt Christen von Anthroposophen.

Dr. Rittelmeyer verweist uns zum Schluß auf die Erfahrung. Daß der Gegenwart durch den neuen Kultus „neue Möglichkeiten der Verinnerlichung und der Gottvereinigung, neue Möglichkeiten des Christwerdens ... zugeführt werden, ... kann nicht bewiesen, nur erfahren werden". Es ist der Refrain aller sachlichen Auseinandersetzungen mit den Anthroposophen, wir sollten durch Übungen die Wahrheit ihrer Anschauungen erproben; d. h. aber auf Autorität hin sich kopfüber in eine Sache hineinstürzen, in deren Wesen man nur eindringen kann, wenn man menschlichen Autoritäten seine Freiheit opfert. Der evangelische Christ beugt sich aber nur e i n e r Autorität, der Wirklichkeit des lebendigen Gottes, der die Wahrheit ist; er beugt sich — in Glauben — nur, wenn er nicht anders kann, nicht aber, weil er einmal einen neuen Weg, der angeblich zu Gott führt, ausprobieren w i l l. Dem so naheliegenden Einwande, daß „der Kultus nur passiv oder gar suggestiv" wirke, entgegnet Dr. Rittelmeyer lediglich mit dem Satze: „Würde er ... so wirken, so würde er in Grund und Boden nichts taugen, sicherlich in unserer Zeit nicht, wo alles durch das Bewußtsein in Freiheit eingehen soll in den Menschen." Das ist aber allenfalls eine ehrlich gemeinte Versicherung, Suggestion sei ausgeschlossen, nur leider nicht der Schatten eines Beweises.

Faßt man die oben angedeuteten seltsamen Selbstwidersprüche, die nur einen beliebig kleinen Ausschnitt der an den Vertretern der Christengemeinschaft erlebten darstellen, ins Auge, so wird das Urteil W. Spieckers, das übrigens nicht leichtfertig ausgesprochen worden ist, wie wir fürchten, wahr bleiben: „Und ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß Sie persönlich ein Opfer der Steinerschen Anthroposophie in dem Maße sind, daß Sie selbst nicht mehr sich klare Rechenschaft geben über den Irrweg, auf den Sie geraten sind" (CW 9/10 Sp. 148) oder das des so vorsichtig abwägenden Dr. Lempp: „Auch ein Rittelmeyer, der zunächst rettungslos unter Steinerschem Bann zu stehen scheint, wird nicht im Stande sein, dem Steinerschen Unsinn und Unfug auf die Dauer Sinn und Gestalt zu verleihen" **). Oder wie will man sonst jene Rätsel lösen?

Um Mißverständnisse zu vermeiden, möchten wir zum Schluß das Selbstverständliche noch ausdrücklich hinschreiben: Mit der Ablehnung der Christengemeinschaft und ihres Lösungsversuchs ist auch für uns weder die kultische noch die religiöse Frage überhaupt gelöst. Die Probleme, vor die wir, freilich nicht erst durch Dr. Steiner oder Dr. Rittelmeyer, gestellt sind, müssen mit allem Ernst angefaßt werden. Aber sollte es nicht möglich sein, die Not selbst ähnlich wie die Christengemeinschaftler zu erkennen, und doch die Christengemeinschaft radikal abzulehnen, nicht aus Nörgelsucht oder Voreingenommenheit, oder gar aus Bequemlichkeit, sondern aus letztem Gewissensernst, dem der Versuch, den Kultus einer „Christengemeinschaft" auf anthroposophischer Grundlage aufbauen zu wollen, schlechthin wider das Gewissen streitet. Wenn wir kämpfen, kämpfen wir um das Fundament, das Evangelium selbst, den ernsten Willen und die begründete Hoffnung, gerichtet auf eine wahrhaft religiöse Erneuerung in christlichem nicht anthroposophischem Geiste.

Potsdam Carl Schweitzer

*) Vgl. Gogarten im Tatheft 1921, S. 876 f.
**) Kirchlicher Anzeiger für Württemberg 1923 Nr. 6.

Herrmanns Dogmatik

Kapitel 3. Begründung der Religionswissenschaft in der geschichtlichen Tatsache der Religion

§ 10. Die Religion als geschichtliche Tatsache*)

Bevor S c h l e i e r m a c h e r die unhaltbare Theorie vom Wesen der Religion ausbildete, durch die sie als Bestandteil jedes Bewußtseins erwiesen werden sollte, hat er in seinem Jugendwerk, den Reden „Über die Religion", eine ganz andere Anschauung von ihr entwickelt, die trotz heftiger Polemik gegen Kant das Festhalten an der eigentümlichen Art Kantischen Denkens erkennen läßt. Er behandelt die Religion hier nicht als einen überall nachweisbaren Vorgang im menschlichen Bewußtsein, sondern als eine geschichtliche Erscheinung, die nur bei einzelnen Menschen als tatsächlich vorhanden angeschaut werden könne. Den Gedanken des Rationalismus, daß geschichtliche Formen auf natürliche Religion zurückgeführt werden müßten, weist er zurück. Dabei vermeidet er auch den Fehler moderner Religionshistoriker, daß man die Religion aus möglichst reicher Beobachtung bei Andern kennen lernen könne. Nur der kann die Religion bei Andern wahrnehmen, der von sich aus schon weiß, was Religion ist. Schleiermacher stellt daher die Religion so dar, wie er sie als gegenwärtig, in der Geschichte lebendig kennt, also wie er selbst an ihr teilnimmt. Seine Anschauung von Religion ist der Ausdruck seiner eigenen Religion.

Unter den Gebildeten, an die er sich wendet, versteht Schleiermacher sittlich ernste Menschen. Er ist also damals mit K a n t darin einig, daß der Mensch nur durch sittlichen Gehorsam zur Religion kommen könne. Den sittlich Ernsten sagt er dann, wenn sie die Religion verachteten, so stellten sie sich darunter Etwas vor, was diesen Namen nicht verdiene, und sie hätten keine Ahnung davon, daß die wirkliche Religion gerade die geistige Befreiung sei, wonach sie selbst verlangten. Wenn man, wie sie, eine Art unfreier Wissenschaft und eine Art unfreier Sittlichkeit Religion nenne, so täten sie freilich recht, das zu verachten. Aber die Wissenschaft sei etwas ganz Anderes als die Religion. Sie wolle die Wirklichkeit von Dingen in ihrer Gesetzmäßigkeit nachweisen; die Religion verzichte gänzlich darauf. Sie behaupte dagegen eine Wirklichkeit, die Jeder, der sie sähe, als ein Wunder begrüße, das er selbst erleben darf, aber das er keinem Andern nachweisen kann. Ebenso sicher sei der Unterschied zwischen Sittlichkeit und Religion. In der Sittlichkeit soll der Mensch keinem fremden Willen folgen, sondern seinem eigenen Urteil über das

*) Soeben sind bei J. C. B. Mohr in Tübingen H e r r m a n n s G e s a m m e l t e A u f s ä t z e, von Lic. F. W. Schmidt in Halle herausgegeben, erschienen. 494 S. D H

Notwendige, das Ziel des Wollens. Sittlichkeit bedeute stets Selbständigkeit. In der Religion dagegen weiß sich der Mensch in der Gewalt eines Wesens, dem er sich hingibt. Sie bedeutet reine Abhängigkeit. Wissenschaft also und Sittlichkeit, die die Art der Religion hätten, wären sich selbst untreu geworden und verdienten Verachtung. Beide müssen sich allein auf das gründen wollen, was Jeder als allgemeingültig verstehen kann. Die Religion dagegen hat darin ihre eigentümliche Art, daß sie sich selbst gerade nicht auf Erkenntnis eines Allgemeingültigen zurückführe, sondern auf das verborgene Leben der Seele, das stets nur vor dem Einzelnen als ein Wirkliches stehen kann. Sie muß daher in jedem Menschen ihre besondere Geschichte haben; es gibt keine Religion, die in allen Menschen dieselbe sein könnte, sondern es gibt nur Individuen der Religion.

Den Inhalt der Religion, die so in Einzelnen und in Menschengruppen lebt, nennt Schleiermacher eine individuell bestimmte Anschauung des Universums. Das ist oft pantheistisch verstanden worden. Schleiermacher will aber damit sagen: der wesentliche Inhalt der Religion bestehe nicht in irgendwelchen Vorstellungen von überweltlichen Dingen; das Wesentliche sei vielmehr eine eigentümliche Art, wie ein Mensch die gesamte Wirklichkeit erlebe; er habe Religion, wenn ihm diese Wirklichkeit, die zunächst für Jeden eine unbestimmte Vielheit ist, ein geordnetes Ganzes oder ein Universum wird. Das geschieht aber, wenn sich einem Menschen in der Wirklichkeit die Einheit eines unerschöpflichen Lebens vernehmlich macht. Mit diesen Sätzen sagt Schleiermacher ebenfalls, daß Religion ein Überweltliches als wirklich zu erfassen meine. Denn das Wesen, das aus der Welt eine solche Einheit macht, ist in der Welt selbst nicht nachzuweisen: sind wir dennoch imstande, in allem den Ausdruck Eines in ihr verborgenen Lebens zu sehen, so haben wir an der so begründeten Einheit des Wirklichen etwas Überweltliches.

Ist nun damit das Wesen der Religion richtig bezeichnet, so ist unfromm der Mensch, für den die Wirklichkeit stumm und sinnlos oder tot ist; ihm hat das Alltägliche nichts zu sagen; er verlangt dagegen nach Außerordentlichem. Fromm ist dann der Mensch, der aus allen Ereignissen, die ihn innerlich berühren, eine einzige, lebendige Macht zu seiner Seele reden hört. Die stärkste und reinste Frömmigkeit würde da sein, wo der Mensch aus allen Erlebnissen das vernimmt, was ihn innerlich lebendig macht, die Sprache einer Liebe, die ihn selbst sucht. Alle Begebenheiten als Handlungen eines solchen Wesens erleben und als Prinzip des Universums die Liebe anschauen, die selbständiges Leben haben will, ist vollkommene Religion. Hiermit hat Schleiermacher das volle Bewußtsein der Religion in der Sprache der Wissenschaft ausgedrückt; nämlich so, daß er deutlich machte, wie die Religion sich von den anderen Hauptformen geistigen Lebens unterscheidet: Wissenschaft, Sittlichkeit und künstlerischer Gestaltung.

Wilhelm Herrmann †

Wie man dem Gustav-Adolf-Verein aufhelfen kann

In Frankfurt am Main war der Gustav-Adolf-Verein ins Hintertreffen geraten; 1921 hatte er nur noch 2536 Mark Mitgliederbeiträge und 5468 Mark Ertrag der Reformationskollekte. Der Hauptbestandteil seiner Einnahme, 18 959 Mark, waren Zinsen von Vermächtnissen, ein Denkmal früherer Zeit; dazu kamen noch 10 000 Mark neuer Legate.

Das Jahr 1922 brachte leise Ansätze zur Besserung. Ein gründlicher Wandel setzte mit dem Jahr 1923 ein. Der „Evangelische Volksdienst", die karitative Zentralstelle der Landeskirche, regte die Veranstaltung einer Gustav-Adolf-Woche an. Die Woche ging so vor sich, daß am 14. Januar die Gustav-Adolf-Sache in den Mittelpunkt der Gottesdienste und Kindergottesdienste gerückt, in der darauffolgenden Woche in den Gemeindehäusern Versammlungen mit Rednern aus der Diaspora gehalten und zum Abschluß, am 21. Januar, eine gemeinsame Kundgebung in der Paulskirche veranstaltet wurde. Die Woche trug dem Gustav-Adolf-Verein 344 370 Mark einmaliger Gaben und eine Erhöhung der Mitgliederbeiträge mindestens um das Sechzigfache des Vorjahres ein.

Im Anschluß an die Gustav-Adolf-Woche wurde eine Haussammlung zu Gunsten der Diaspora-Anstalten (Arenfeld) vorgenommen; die Sammlung wurde nur lässig betrieben, brachte aber doch 127 287 Mark.

In praktischer Hinsicht ist zu bemerken: die Einziehung der Mitgliederbeiträge, die in den Großstädten jetzt ungeheure Schwierigkeiten macht, ist versuchsweise den einzelnen Gemeinden anvertraut worden, die an ihren Küstern oder freiwilligen Helfern geeignete Kräfte besitzen.

Was erreicht wurde — übrigens noch vor der ganz großen Entwertung des deutschen Geldes —, mag bescheiden sein; immerhin hat die Veranstaltung den Frankfurter Gustav-Adolf-Verein ein gut Stück vorwärts geführt. Vielleicht lernen andre Gustav-Adolf-Vereine von dem Frankfurter Beispiel. Für die Gustav-Adolf-Sache ist immer und überall, auch in der Großstadt, noch Geld flüssig; man muß nur herzhaft zugreifen.

Ich benutze die Gelegenheit und trage zu meinem Bericht über das Erlanger Gustav-Adolf-Fest, CW 1922, Nr. 46/47, ergänzend nach, daß der dort erwähnte Aufwand der schwedischen Protestanten für kriegsnotleidende Glaubensgenossen tatsächlich 22 Millionen schwedischer Kronen ausgemacht hat, ferner, daß die Verpflichtung des Zentralvorstands, zum Gehalt des Pfarrers in Rom beizusteuern, sich nur auf 10 000, nicht auf 20 000 Lire im Jahr bezogen hat und jetzt abgelaufen ist. Schweren Anstoß hat Leipzig, wie es scheint, daran genommen, daß mein Bericht die Zusicherung Rendtorffs an D. Blau: „Sie stehen auf einem Posten, den Gott nicht aufgeben wird" als religiös anfechtbar bezeichnet hat. Ein polnisches Blatt hat meine kritische Bemerkung für seine Zwecke ausgenutzt; die Verantwortung hierfür trifft aber nicht mich, sondern den, der zu dieser Bemerkung genötigt hat. An die Worte Rendtorffs hatte ich die Frage geknüpft: „Woher weiß das der Vorsitzende?" Die „Evangelische Diaspora", S. 44 glaubt sie durch die Gegenfrage entkräften zu können: „Woher weiß die ‚Christliche Welt', daß für die evangelische Kirche Posens die tröstliche Zusage unsres Gottes keine Geltung hat: Ich will dich nicht verlassen noch versäumen!?" Hält die „Evangelische Diaspora" diese Gegenfrage wirklich für beweiskräftig?

Summa: Es kann einer den Verlauf eines Festes in Einzelheiten beanstanden und doch zu den warmherzigen Freunden der Sache gehören!

Frankfurt a. M. Johannes Kübel

Augustusburg 1923

Die Linie, auf der sich unsere Arbeit in den letzten drei Jahren bewegt hat, ist auf der diesjährigen Pfingsttagung nicht weiter verfolgt worden. Aber die Gedanken, die 1921 Mennicke, 1922 Gogarten uns eingehämmert hat, haben sich trotzdem so mächtig erwiesen, daß sie auch diesmal einen starken Einfluß auf den Gang der allgemeinen Auseinandersetzung ausübten und die eingeschlagene Linie nicht zum Verschwinden kommen ließen. Das Ringen, das damit eingesetzt hat, wird aller Voraussicht nach auf längere Zeit hinaus das Gesamtbild unseres Bundes bestimmen; und es scheint noch nicht, als sei die Zeit zu bestimmten Entscheidungen reif, so nahe sie auch manchem unter uns im vorigen Jahre schien. Der Vorstoß, der von einer einzelnen Ortsgruppe gegen die Haltung des Bundes unternommen wurde, war ganz anderer Art und wird seiner Natur nach unmöglich zu einer solchen Entscheidung führen können.

Der Vortrag des ersten Tages (24. Mai) hielt Pfarrer Lic. Strewe aus Neukirchen über Aufbau des Gottesdienstes. Der Vortragende ist als schöpferischer Liturg weithin bekannt und konnte von vornherein auf die Teilnahme derer rechnen, denen die Neugestaltung des Gottesdienstes eine wesentliche Angelegenheit ist. Er sah in seinen Ausführungen von allen praktischen Vorschlägen ab, die ja immer nur für einen bestimmten Zweck geschaffen werden konnten, und begnügte sich mit einer rein theoretischen Erörterung der hier zu behandelnden Fragen. Bei jedem Gottesdienst seien die drei Faktoren der Zielsetzung des betreffenden Gottesdienstes, der Persönlichkeit des Vermittlers und der Eigenart der Gemeinde zu beachten. Als allgemeinstes Ziel des Gottesdienstes gilt dem Vortragenden das Überspringen des religiösen Funkens von Einem zum Anderen. Jeder Gottesdienst soll ein dynamisches Erlebnis sein. Aus dieser Einstellung heraus muß natürlich jede objektive Auffassung des Gottesdienstes, wie sie besonders das katholische Priestertum vertritt, abgelehnt werden. Statt des Sakramentes, das zwar in seiner Bedeutung gewürdigt wurde, wünscht Strewe das Mysterium, in das die Gemeinde selbst als handelndes Subjekt hineingezogen wird. Deshalb kann auch nicht die organisierte Kirche, sondern nur die jeweils zusammengekommene Gemeinde als Trägerin des Gottesdienstes gedacht werden, deren Eigenart die einzige (nach der Meinung Strewes vollauf genügende) Schranke gegen die Subjektivität des Gottesdienstvermittlers ist. Die Aussprache, in der auch Rittelmeyersche Gedanken zur

Sprache kamen, bereicherte den Vortrag um eine Reihe praktischer Anregungen. Aufs Ganze gesehen war der Vortrag ein vollendetes Gegenstück zu Gogartens vorjährigem Vortrag „Gemeinschaft oder Gemeinde?“ Wie es nicht anders zu erwarten war, kam es deswegen vonseiten derer, die von Gogartens Theologie bestimmt waren, zu einer scharfen grundsätzlichen Ablehnung des gesamten Vortrages überhaupt, zu dessen subjektivistischer Einstellung von da aus natürlich keine Brücke führte.

Der abendliche Gottesdienst, der Strewes Gedanken praktisch verwertete, war mit einer solchen Liebe und Sorgfalt ausgebaut, daß auch diejenigen, die grundsätzlich andere Bahnen gehen, einen tiefen Eindruck mitnahmen. Das Abendmahl, in das der Gottesdienst überging, wurde wieder nach urchristlicher Weise mit gemeinsamem Brot- und Weingenuß (Einzelkelch) gefeiert. Die Rede hielt Mensing. Die Feier war von Anfang bis Ende ein vollendetes Kunstwerk, das genau auf die Eigenart des versammelten Kreises abgestimmt war. Und ein anderer Maßstab ist in diesem Falle nicht anzulegen.

Der zweite Tag brachte mit Emil Fuchs' Vortrag „Neuaufbau der Frömmigkeit im Zeitalter der Maschine“ heißere Auseinandersetzungen als der erste. Seit einigen Jahren schon beunruhigt das Problem des Sozialismus unseren Kreis aufs tiefste. Wir standen vor denselben Fragen, auf die uns Mennicke vor zwei Jahren so unerbittlich gestoßen hat. Zwar sprach Fuchs diese Fragen anders aus; in seinen weicheren und ruhigeren Worten grollte nicht der Zorn des Vertreters der Masse; es war gleichsam alles bürgerlicher als bei Mennicke. Aber die brennende, von tiefer Liebe bewegte Anteilnahme an der inneren Not des Proletariats, die Fuchs ja auch in die Reihen des Parteisozialismus geführt hat, mußte uns schließlich doch an die gleiche Stelle bringen, in die Problematik menschlichen Seelenlebens im Zeitalter der Maschine. Hatte Mennicke uns durch die Absolutheit der Forderung erschüttert, so versuchte Fuchs die Seelen zu öffnen durch die Schilderung der Entwicklung, die diese Problematik heraufgeführt hat. Die Begeisterung für die Segnungen der Industrie, die noch heute als Fortschrittsstimmung weiterschwingt, ist mehr und mehr einem tiefen Erschrecken vor ihren unheimlichen Auswirkungen gewichen. Mit tausend Rätseln bedrängt uns der Stoff, über den wir die Herrschaft gewonnen zu haben glaubten. Und mit den Riesenschöpfungen der Maschine, die in die Natur hinein eine eigene Welt gebaut haben, ist ein neues Seelentum aufgebrochen, zu dem den Außenstehenden jeder Zugang fehlt. Der Sinn für das Leben des Bauern und des Handwerkers lebt uns als alte Überlieferung im Blut; der Industriearbeiter steht in einem Schaffen, das wir Anderen nicht verstehen können. Aber dieses Schaffen beherrscht ihn mit der ganzen Leidenschaft des weltbezwingenden Lebens. Er schaut nicht rückwärts; er denkt nicht daran, wieder Bauer zu werden, obwohl er den Fluch der Maschine im Tiefsten begreift. In dem historischen Materialismus von Karl Marx ist der Versuch gemacht auszusprechen, was der Mensch unter dem Druck der Maschine wird. Es ist ja nicht nur der Proletarier, um den es sich dabei handelt; auch der Industrielle ist in dieselbe rastlose Betriebsamkeit verflochten und infolgedessen praktisch ebenso unreligiös wie jener. Dieses entsetzliche Menschenzerbrechen muß zu einem Gegenstoß führen; denn es macht die Schöpfung einer neuen Welt zur gebieterischen Notwendigkeit. Diesen Gegenstoß sieht Fuchs in der Nachfolge von Marx vorbereitet durch den Sozialismus, dessen bewußte Träger sich gleichzeitig als Richter der alten und als Bringer der neuen Welt fühlen, in der eine brüderliche Menschengemeinschaft Wirklichkeit werden soll. Die Frage aber, die an uns ergeht, ist die, ob auch wir vom Throne des Individualismus heruntersteigen und uns in das schaffende Leben der Masse hineinreißen lassen wollen. — Die dem Vortrage folgende Aussprache war außerordentlich interessant. Sie bewegte sich zwischen den beiden Polen kirchlich-christlicher Ideologie und des radikalen Verzichtes auf eine Auseinandersetzung zwischen den Gedankenwelten hüben und drüben. Die Einen waren von dem Wunsche bewegt, Brücken zwischen Christentum und Sozialismus zu schlagen, die Anderen lehnten jede Synthese ab und forderten von beiden Bewegungen, daß sie in Selbstbesinnung ihre eigenen Wege gingen. Der Vorwurf, daß dann das Christentum den konkreten Aufgaben der Gegenwart auswiche, verkannte die Situation.

Ein feierlicher Ausklang war die Aufführung von Hebbels „Genoveva“ als Mysterium durch Mitglieder der Dresdner Ortsgruppe. Durch verschiedene Umstellungen und Kürzungen war der mythische Gehalt des Dramas wieder in den Vordergrund geschoben. Die psychologische Entwicklung Golos trat hinter dem Schicksal Genovevas zurück, und Genoveva wurde zur Trägerin einer ungeheuren Welttragödie, die uns in innerster Seele mit erzittern ließ. Es lag eine Ergriffenheit über der Zuhörerschar, die verriet, wie tief hier menschliches Gefühl verstanden und erfaßt war. In einem wundervollen Sternentanz, der von sieben Kindern ausgeführt wurde, veranschaulichte sich uns das unabänderliche Gesetz der Sphären, das nicht nach Menschenweh und -wonne fragt.

Wir sind den Dresdnern, insbesondere unsern Freund Mensing, von ganzem Herzen für das köstliche Geschenk dieses Mysterienspiels dankbar. In Weimar soll es noch einmal zu uns sprechen. Mag man den Gedanken des Mysterienspiels beurteilen, wie man will, es war edelste Kunst, die hier zu Worte kam, Kunst durchströmt von Leben und Seele.

Lauenstein (Sachsen) Karl Fischer

Vom Tage

Hab Sonne im Herzen! rief uns nun Wochenlang der graue Himmel zu. Leichter gesagt und getan, wenn man denn doch täglich seine Zeitung las. So eintönig, so ertötend war sie noch nie. Immer dasselbe. Immer dieselbe Misere. Wenn es nur unsers Volkes Not gewesen wäre! Wenn man wenigstens etwas gehört hätte von fremder Völker Glück und Stärke! Wir sind ja ein besiegtes Volk, wir müssen ja wohl zusehn, wie wir uns aus unsrer Niederlage emporarbeiten. Wenn man nur die Genugtuung hätte, daß anderswo Genius waltete, Geist und Kraft sich entfaltete, Friede segnete, Menschheit emporkäme. Etwa in China meinetwegen. Aber schier trostlos ist es allerwärts. Oder doch — Amerika? — Hat nicht das Land des Dollars seine eigne Ohnmacht? Und ob ich heute die neue Zeitung zur Hand nehme oder ein Blatt lese, das vor fünf Monaten erschien, ist fast gleichgültig.

In solcher Zeit steht vor meinem innern Auge unverlierbar das Bild meines Volkes in seiner Wiedergeburt. Wie es sein müßte und sein könnte. Denn keine äußere Not kann uns hindern wieder emporzukommen, wenn wir den Weg der innern Erneuerung finden. Mitten in der allgemeinen Minderwertigkeit, aus der Erfahrung seiner Zerschlagenheit heraus müßte, könnte unser Volk sich emporarbeiten zu einem neuen Dasein. Gerade weil wir die sind, welche die letzte große Schlacht verloren haben: gerade darum sind wir die zu allernächst Berufenen, die, auf welche es am meisten ankommt, damit das Gesamtdasein auf unserm Erdball wieder ein normales, ein erträgliches werde, vielleicht eine neue Blütezeit erlebe. Es kommt nicht nur für uns, es kommt für die Menschheit alles darauf an, daß wir aus unsrer Niederlage die sieghaften Konsequenzen ziehen.

Entspricht unsre gegenwärtige Leistung diesem Bilde? Nein. Darum ist es nicht falsch. Darum ist es noch lange keine Utopie. Was sind fünf Jahre? Nach diesem Wahnsinn! Aber ein Kern unsers Volkes müßte freilich begreifen, um was es sich handelt. — Der kann, der soll aus allen Parteien kommen. Ja der muß in ihnen vorhanden sein. Keime, Ansätze, Kräfte, Seelen. Aber daß man bei festlichen und unfestlichen Gelegenheiten in die Luft hinein ruft: Seid einig! das freilich tut's noch nicht. Gelegenheiten, bei denen man sich wirklich eins fühlen könnte, Millionen Herzen und Ein Schlag, werden mutwillig oder fahrlässig verdorben. Schlageter! Was wäre natürlicher, als daß wir ihn wie Ein Mann betrauerten und in unser Gedächtnis einschrieben. Wenn er sabotierte: daß er juristisch unrecht und politisch unklug handelte — war das die Hauptsache? Derlei Handlungen, eine natürliche Folge der vorhandenen Spannung, eine unmöglich ausbleibende Reaktion auf unerträglichen Druck — da müßte kein Temperament, keine Liebe und kein Haß, keine Leidenschaft in unserm Volke sein, wenn die jetzt nicht vorkämen *). Und stirbt der Mann, der solches tat, als ein Held, soll er uns gepriesen sein. Vor den Freiheitskriegen damals gab's auch so Unbesonnene, Unverantwortliche — einige, an denen die Kritik noch eben schonend vorübergeht, andre, welche die Strahlenkrone des Erfolgs umleuchtet. Genug, Schlageter, von welcher Partei auch, wieweit gerechtfertigt oder nicht, weshalb sollte er nicht unser aller Held werden? Und nun schickt ein deutscher Regierungspräsident ihm einen Kranz aufs Grab, mit schwarzrotgoldner Schleife, und bekommt ihn wendend zurück mit dem Bescheid: „Annahme verweigert. Zur Verwendung beim Begräbnis der jüdischen Republik. Der Fest(!)-Ausschuß.“ So geschehen vor dem Feinde mitten im besetzten Gebiet.

Man möchte wohl zuweilen verzweifeln an unserm Volk. Denn was wir brauchen nach den wilden Kriegs- und Friedensjahren, die hinter uns liegen, ist ohne Zweifel neue Autorität. Staatsautorität des Staates, den wir haben. Der Regierung, die wir haben. Sie ist — in meinen Augen kein Vorzug — rein bürgerlich. Sie mag arm an großen Staatsmännern sein: ja wo sind die sonst? Und müssen wir nicht alle wünschen, daß sie jetzt aushalten, die in so furchtbarer See das Steuer führen? Wo es aber fehlt, müssen wir da nicht zulaufen und den Schaden bessern? Und so Autorität von unten aufrichten, indem wir uns hinter unsern heutigen Staat stellen, weil wir anders verloren sind? Insonderheit gilt das von allen Vertretern des geistigen Deutschland in Kirchen und Schulen. Statt dessen untergräbt man eifrig den Boden, auf dem man lebt, und freut sich, wenn er wankt. Verrückt! Nützt auch

*) Was sagte Hanotaux am 3. im Rat des Völkerbundes? „Wenn die Saarbevölkerung in dem Maße versklavt wäre, wie man es immer schildere, dann hätten Gewalttätigkeiten der Bevölkerung die Folge sein müssen. Daß dies nicht der Fall gewesen sei, sei ein Beweis für das Wohlergehen der Bevölkerung.“ Wenn das keine Aufforderung zur Sabotage ist!!

nichts, wenn die Vergangenheit zu Hilfe kommen will, — neulich 1848! Es war doch eine schöne Feier in der Paulskirche und auf dem Römerberg. Und ein Stück Geschichte lebte vor einem auf, verkannt und vergessen, nun ganz anders verstanden und wiedergewonnen, — auch deutsche Geschichte. Aber die Hälfte unsers Volks stand abseits. Und wenn wir Republikaner gerne alle kaiserlichen Erinnerungen mit pflegen wollten, 1871 voran, sie würde doch abseits bleiben. Was denkt man sich eigentlich unter einer Einigkeit, die mit so viel Verachtung des politisch anders Gesinnten arbeitet? Wie stellt man sich das Ziel vor? Und sollte doch dankbar sein, daß schier das Einzige, was uns innerhalb des Reiches noch zusammenhält, eben das Reich ist!

Aber zu den Pessimisten gehen wir nicht. Und achten es für gut christlich, vorwärts zu schauen und nicht rückwärts (Luk. 9, 62). Im heutigen Blatt ist vom Evangelisch-Sozialen Kongreß die Rede. Ich zweifle nicht, daß er eine neue Zeit vor sich hat. Es werden die lebendigen, zukunftsfreudigen Elemente in unsrer Kirche merken, daß sie hier einen Mittelpunkt haben, und Leute, die der Kirche fernstehen, aber wissen, daß es ohne die Kirche nicht geht, werden kommen und zuhören und mithelfen. Wer sich mit hoffendem Auge umschaut, dem begegnet überall Grund zur Hoffnung. Denn: „Wer da hat, dem wird gegeben; wer aber nicht hat, dem wird auch das genommen, das er hat." So erfüllt es sich auch jetzt. Man kann und darf nicht viel Wesens machen von solcher Erfahrung. Wer verstehen mag, versteht es schon und findet überall die Bestätigung. Gewiß: grauenhaft ist unsre Lage. Grauenhaft geht es zu in der Welt. Aber es regen sich dennoch die Kräfte, die nicht tot zu kriegen sind. Und Gott sitzt im Regimente. Unser Optimismus ist ganz in den Glauben getaucht, sonst hätten wir ihn nicht.

— Acht Tage später. Inzwischen ist die Zeitung viel interessanter geworden. Zu interessant. Die Lage an Ruhr und Rhein verschärft sich immer mehr. Wo soll das noch hinaus? Viele werden nicht müde, zu verkünden, daß sich angesichts dieses brutalen Gebrauchs, den die Franzosen von ihrer Gewalt machen, aller Pazifismus totläuft. Nichts scheint einleuchtender, als daß hier nur Macht gegen Macht hilft. Macht über Macht. Nur: es wird dann ein neuer Zustand geschaffen, aber das Problem nicht gelöst. Man kann auch das Gegenteil sagen: daß sich der Imperialismus und Militarismus totläuft. Es ist, wie wenn Frankreich dieses Prinzip praktisch ad absurdum führen wollte. Die Frage ist nur, ob wir dieses Experiment aushalten. Und das ist schlechterdings eine ethische Frage, eine Frage unserer moralischen Leistungsfähigkeit. Unermeßli[che] Opfer fordert die Stunde von uns. Leider nicht nur die Stunde. Darin liegt die Gefahr. In dem Unermeßlichen des Opfers. Gott schenke uns Geduld, Einsicht, Treue und zeige uns die rechten Wege der Solidarität mit unsern nächst betroffenen Volksgenossen. R

Der Friedensgedanke im französischen Protestantismus

Auf der Nationalsynode der französischen reformierten Kirche am 31. Mai in Montauban wurde beschlossen, den Grundprinzipien des „Freundschaftsbundes der Kirchen für den Frieden" zuzustimmen und dafür zu sorgen, daß durch baldige Ausarbeitung der Satzungen des französischen Zweiges des Bundes die reformierte Kirche Frankreichs und die übrigen Teile des französischen Protestantismus bald in der Lage seien, auch den Eintritt in den Freundschaftsbund selbst zu erwägen.

Die Tagesordnung besagt ferner, die Synode wolle sich dafür einsetzen, daß sich in bezug auf den Völkerbund bald eine günstige Meinung bilde; denn das von diesem, wenn auch unvollkommen, so doch tatsächlich verkörperte Ideal sei dasselbe, das zu befördern die Jünger Christi im Namen der messianischen Visionen Israels und des Vaterunsers den heiligen Ehrgeiz hätten. Die Kirchen dürften nicht den anderen Gemeinschaften die heilige Freude und den Ruhm allein überlassen, hier auf Erden Verkünder des Friedens zu sein.

Es kommt weiter ein Antrag zur Diskussion, die Synode wolle jede Solidarität mit der Antwort der Federation auf die Kundgebung der schwedischen Bischöfe ablehnen*). Es sei Gewissenspflicht, hier nicht zu schweigen. Das Anstößige an der Antwort sei nicht so sehr ihr positiver Gehalt als vielmehr das, was ihr fehle: fast nichts, oder doch in jedem Falle sehr wenig vom Völkerbund, nichts von der wahrhaften christlichen Liebe, nichts von der Ungerechtigkeit, die in einer gewissen Fassung der Gerechtigkeit liege. Die Synode war tief bewegt von der Aussprache. Sie lehnte zwar den Antrag selbst ab, aber sie stellt fest, daß die Aussprache als Ergänzung des Schreibens der Federation notwendig gewesen sei. Man sei dadurch von neuem erfüllt worden mit dem Geiste der Liebe, und zugleich sei dadurch wieder die notwendige Angst geweckt worden, daß man immer wieder gegen die Liebe fehlen könne. (Évangile et Liberté, 6. Juni 1923.) O P

*) Vgl. Nr. 20/21: Dokumente.

Verschiedenes

Das Kind. Märchen und Legenden um Christus. Von Walter Schmidkunz. München-Pullach, Paul Stangl-Verlag. 284 S. quart.

Ob Luther über diesen duftigen Legendenstrauß oder über Selma Lagerlöfs und des Amerikaners Wallace ähnliche Erzählungen wohl so wegwerfend urteilen würde, wie einst über die „närrischen, lächerlichen Alfenzen" aus dem apokryphen Thomasevangelium oder über die „ungeschickten Narrenteidinge", die die Mönche in ihrem Buche de infantia Christi erzählt hatten? Es wäre verwunderlich, wenn er, der über den Paradiesgarten für sein Söhnlein so meisterlich zu fabulieren verstand, Recht und Reiz einer Legendensammlung wie der vorliegenden in Abrede stellen wollte. Und doch ist das, was Schmidkunz uns bietet, großenteils nur Umgestaltung dessen, was jene alten Quellen berichten. Man vergleiche das Thomasevangelium, verdeutscht in Henneckes Neutestamentlichen Apokryphen (Tübingen, Mohr), oder die mittelalterlichen Darstellungen in Bruder Philipps Marienleben, im Passional oder in den Inkunabeldrucken der Neuen Ee. Schade, daß uns Schmidkunz selbst nichts über seine Quellen sagt. Oder soll das in der Fortsetzung nachgeholt werden? Was er in dem vorliegenden Bändchen bringt, umfaßt in drei Büchern (Geburt, Flucht, Kindheit) ja nur einen Teil des im Titel Verheißenen.

Man mag über die Auswahl, auch über den Ausdruck im Einzelnen mit dem Verfasser rechten: das Ganze ist eine recht erfreuliche Gabe. Es soll auch eine illustrierte Ausgabe mit Federzeichnungen von Mathilde Ade geben; über die kann ich nicht urteilen, da sie mir nicht vorlag. Als Probe sei die Geschichte von der Passionsblume mitgeteilt:

„Nach ihrer Flucht ins Ägypterland bewohnte die heilige Familie eine kleine Hütte in der Nähe der uralten Königsstadt Memphis. Vom Fenster aus sah man weithin über den silbern schimmernden Nilstrom. Maria hatte stilles Heimweh nach ihrem Nazareth und schaute oft dem Zug der großen Schiffe nach, die stromauf, stromab vorüberfuhren. Der kleine Jesus sah sich nimmer satt an Wellen und Schiffen und Wolken, die miteinander um die Wette dahinzogen. Alle Dinge nannte er beim rechten Namen, mit allen wollte er spielen, waren sie groß oder klein. Aber am liebsten hatte er doch die Blumen. Und weil um Vater Josephs arme Hütte kein Garten blühte, so sprang das Jesuskind, so oft es anging, hinüber ins Blumengärtchen der Nachbarin, die eine Müllerin war. Einmal war Mutter Maria mitgekommen, und sie standen nun vor den Blumen, die besonders gepflegt wurden und in irdene Töpfe gepflanzt waren, vor Nelken, Blauveilchen und Damascener Rosen. Aber noch keine der Knospen hatte sich geöffnet, weil der Wind rauh und kalt ging. Das Jesulein aber, von der Mutter auf den Arm genommen, streckte das Händchen nach einer von den Blumen aus. Und siehe — da sprang sie auf, als wenn die Sonne sie geküßt hätte. Aus dem Spalt des sich öffnenden Kelches blitzte schon der Scharlach der Blüte. Da spielte ein sonniges Lächeln um den Mund des Kindes und — o Wunder — da erschloß sich die Blume vollends. Doch — als die Gottesmutter voll Erstaunen die entfalteten Blättchen besah — ach, was mußte sie sehen! Winzig kleine Bilder der sieben furchtbaren Schmerzen: Kreuz und Martersäule, Hammer und Nägel, Geißel, Dornenkrone und Speer. Das Jesuskind frohlockte über die wunderreiche Passionsblume in seinen Händen, brach sie an langem Stiele ab und steckte sie voll Liebe der Mutter ans Herz — und sah nicht, wie dieses zitterte und pochte, und wie die Mutter blaß und bleich stand wie menschgewordenes Leid. Da drückte Maria ihr allerliebstes Kind noch fester ans Herz, und eine Träne betaute ihre zarte Wange." Hans Vollmer

Kleine Mitteilungen. Die Jakobikirche in Riga (vgl. Nr. 22/23 Sp. 359) ist nun ohne vorherige amtliche Benachrichtigung durch die Polizei den evangelischen Gemeinden genommen. Zwei Beamte in Zivil entrissen unter Gewaltanwendung am 10. Juni nach dem Gottesdienst der Beschließerin die Schlüssel, sperrten die Kirche ab und versiegelten die Türen. Die Art dieses Vorgangs ist beschämend und hat die deutschen und lettischen Christengemeinden zu kraftvollem Protest entflammt. Sie wollen ihre Kirche nicht preisgeben. In begeisterter Versammlung wurde eine feierliche Kundgebung beschlossen, und am darauffolgenden Sonntage vereinigte sich die deutsche Gemeinde zur gewohnten Zeit trotz eines zahlreichen bewaffneten Polizeiaufgebots zum Gottesdienst vor der Kirche und begehrte Einlaß. Als dieser verweigert wurde, zog sie geschlossen, Choräle singend, unter Führung ihres Seelsorgers, Oberpastor Grüner, zum Friedhof, wo der Lage entsprechend feierlich und ernst der Gottesdienst abgehalten wurde. Eine Freude für jedes evangelische Herz, wie da alte Protestantenkraft erwachte und das Lutherlied „Ein feste Burg" die alte Macht seines Trotzes entfaltete! Wir müssen Gott dankbar sein für solche Prüfungen, welche die Kraft des Protestantenglaubens aufs neue offenbaren.

Dieser Vorgang ist nicht geeignet, uns freundlich gegen die päpstliche Politik zu stimmen. Auf der andern Seite

haben wir Deutsche, trotzdem wir unentwegt unsere evangelischen Rechte wahren, an der Kundgebung des Papstes zur politischen Lage eine Freude erlebt. Das Schreiben an den Kardinalstaatssekretär Gasparri gibt sich alle Mühe, die Reparationsfrage nach unparteiisch übernationalen Gesichtspunkten zu beurteilen und erklärt, der heilige Vater halte es für notwendig, daß die Reparationsfrage im Geiste des Christentums noch einmal geprüft werden müßte, der die Forderungen der Gerechtigkeit nicht von denen der Barmherzigkeit scheide. Der Schuldner müsse bezahlen, was ihm zu leisten gebühre, doch innerhalb der Grenzen seiner Leistungsfähigkeit, die durch unparteiisches Urteil festzusetzen seien. Auch sei zu prüfen, ob nicht andere Bürgschaften am Platze wären anstelle der opfervollen Besetzung von Gebieten. Diese Forderungen bedeuten eine Anerkennung der deutschen Note, mit der sie sachlich in allen wesentlichen Punkten übereinstimmen, und damit eine Anerkennung der Billigkeit der deutschen Vorschläge. Wir sind als Protestanten, trotz Riga, verständig genug, diesem Schritt unsere Anerkennung nicht zu versagen. Wahrlich, es gehört auch von Seiten des Papstes Mut und kein geringes Maß von unparteiischer Besinnung auf die Sachlage dazu, eine solche Kundgebung zu erlassen. Man sagt, die Wahl dieses Papstes sei ein Sieg französischer Politik gewesen. Aus diesem Schreiben aber spricht nicht französische, auch nicht italienische oder deutschfreundliche, sondern *christliche* Gesinnung. Es ist der Versuch zu christlicher Politik. Zwar sind schon die Teufel politischer Kunst am Werke, diesen Schritt zu entkräften. Poincarés Blätter erklären, genau dasselbe hätte die französische Politik auch gewollt, aber der widerspenstige Deutsche zahle nicht. Der katholischen Presse Frankreichs kommt der Kommentar Gasparris sehr gelegen, der, um jeden Verdacht der Deutschfreundlichkeit zu beseitigen, ausführt, die Kundgebung habe nur Bezug auf einen ehrlichen und zahlungswilligen Schuldner, nach französischer Ansicht also nicht auf Deutschland. Dabei vernimmt man verwundert die Töne einer beinahe respektlosen und für ein katholisches Herz unerhört scharfen Kritik am heiligen Vater. Wir zweifeln nun nicht, daß es der politischen und journalistischen Kunst gelingen wird, das christliche Wort des Papstes unwirksam zu machen. Aber es ist doch Geist von Christi Geist, der hier eingreift. Er lebt noch. Er lebte ja auch in dem in der Friedensfrage so schwer verkannten Luther, der unermüdlich den deutschen Fürsten riet, „lieber auf die Kostung nicht so hart zu dringen und Schaden zu leiden“ als Unfrieden anzustiften (EA 54, 13); er lebt in unserer evangelischen Christenheit, die so mächtig nach Weltzusammenschluß strebt. Es ist der einzige Trost und Lichtblick in dieser Welt des trostlosen Wahnes und wird auch noch — sobald Gott will — den Sieg davontragen. In diesem Geiste sind wir eins mit allen christustreuen Katholiken.

Auch im *Sozialismus* sind Kräfte des Lichtes lebendig, die an der Befreiung von den Ketten nationalistischer Raubgier arbeiten. Aber wie viel freudiger könnten wir mit den Leuten aus diesem Lager zusammenwirken, wenn nicht immer wieder der schreckliche atheistische Pferdefuß zum Vorschein käme! So wieder bei der gegenwärtigen Tagung der erweiterten Exekutive der kommunistischen Internationale in *Moskau*, wo — wie so oft in deutschen Versammlungen — ganz unvorhergesehen eine Religionsdebatte entstand und alle führenden Köpfe, z. T. gegen Schweden und Engländer, sich für ausgesprochen atheistische Propaganda der kommunistischen Partei einsetzten, innerhalb welcher Religion *nicht* Privatsache sei. Zugegeben wurde nur, daß aus parteitaktischen Gründen größte Vorsicht in der Bekämpfung religiöser Ansichten obwalten müsse. Der deutsche Sozialismus und Kommunismus nimmt, wenn auch nicht so aggressiv, im Grunde doch dieselbe Stellung zur Religionsfrage ein, wenigstens soweit er politisch in Betracht kommt, also in der Masse seiner Führer und Anhänger, ja man beobachtet ein leises Anwachsen der antireligiösen Tendenz. Einige Wenige unter den Führenden machen eine Ausnahme. Zu diesen gehört der Karlsruher Rechtsanwalt Dietz (vgl. Wöch. Chronik vor. Nr.), der bei Ausbruch der Revolution mit andern einsichtigen Männern den badischen Volkskirchenbund ins Leben rief. Seither hat dieser Bund unermüdlich gerungen um Verständnis für den Sozialismus innerhalb der Kirche und um Verständnis für das kirchliche Christentum unter den Sozialisten. Sein bisher in Baden erschienenes Sonntagsblatt „Christliches Volksblatt evangelischer Sozialisten“ erscheint nun unter Mitwirkung von Neuwerkkreisen (Schultheis, Flemmig u. A.) als „Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes“ für ganz Deutschland. Verlag: Badischer Volkskirchenbund Karlsruhe, Sophienstraße 122, und H. Schultheis, Gelnhausen. W

Ein Vorschlag. Andauernd müssen langjährige Bezieher der CW, weil sie ihnen zu teuer wird, den Bezug aufgeben. Es kommt manchen hart an. Die CW verschmerzt seinen Verlust immer noch eher als er den ihren. Wie nun, wenn wir *ermäßigte Preise* für alte treue Leser einrichten könnten? Vielleicht auch für neue, die dessen besonders wert und bedürftig wären? Aber dann müßten wir einen *Fonds* dafür schaffen. Wer hilft dazu? Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 Professor Rade.

Wöchentliche Chronik

Eine *Weltkonferenz für praktisches Christentum* hat am 16. April in Zürich stattgefunden. Die nächste Konferenz ist auf 4. und 5. September in Amsterdam angesetzt. epd

Der *Papst* hat an den Kardinalstaatssekretär Gasparri ein Schreiben gerichtet, das sich mit der trostlosen internationalen Lage beschäftigt, namentlich mit der Ruhr- und Reparationsfrage. In gleicher Sache erging ein Telegramm an den Berliner Nuntius Pacelli, das bestimmt sein soll, die Reichsregierung zu einer Verurteilung der deutschen Sabotageakte zu veranlassen. Die Nuntiaturen in Paris und Brüssel wurden angewiesen, Vorstellungen zu erheben, daß keine Maßregeln ergriffen würden, die zu noch stärkerer Erbitterung führen könnten. — Der päpstliche Delegat Msgr. Testa besuchte Krupp von Bohlen und Halbach im Gefängnis und überbrachte ihm Grüße des Kardinalstaatssekretärs.

Das *sächsische Kultusministerium* hat auf Beschwerde sein Verbot der Hausandachten für die Fürstenschule Grimma zurückgezogen. NSKBl 23

Die Zahl der altpietistischen *Gemeinschaften in Württemberg* ist von 538 (1920) auf fast 600 (1922) gestiegen. In ihrem Dienst stehen 33 Gemeinschaftspfleger, 4 Schwestern, 5 Evangelisten; in 88 Orten wurden Evangelisationen, außerdem 6 größere Bibelkreise mit über 700 Teilnehmern und 14 kleinere Bibelkreise veranstaltet. EvKBl 8

Der *Leipziger Lehrerverein* veröffentlicht eine Erklärung, daß er nach wie vor mit aller Kraft auch in der Öffentlichkeit für die weltliche Schule und die Abmeldung vom Religionsunterricht eintreten wird. Rb 146

Die Norddeutsche Mission konnte drei ihrer alten Missionare nach *Togo* zurückschicken. Der erste Fall von Wiederzulassung im ehemaligen deutschen Kolonialgebiet. FZ 396 und 493

In *Holland* wird die römisch-katholische Universität mit 21 Professoren, 4 a. o. Professoren und 5 Rektoren Oktober in Nymwegen errichtet. Nymwegen gibt Grund und Boden kostenlos her und zahlt einen jährlichen Zuschuß von 100 000 Gulden.

Die *finnische* Landessynode hat ein oberstes Organ der Kirchenleitung (Kyrkostyrelse) für die Landeskirche geschaffen, ein schwedisches Bistum in Borgå errichtet (das jetzige dortige finnische Domkapitel wurde nach Tannefors verlegt) und einen neuen Katechismus angenommen, der den Inhalt des 1893 eingeführten Johannsonschen Katechismus beibehält, ihn aber verständlicher macht. Eine finnische Freikirche (Führer Pfarrer Pätiälä) ist gebildet. Die Sammlungen des Pfarrervereins für „evangelische Geistliche in Deutschland in Not“ haben 27 000 finnische und 190 000 Reichsmark ergeben. Die griechisch-katholische Kirche (32 Gemeinden mit 40 000 Seelen) bemüht sich, in Konstantinopel beim ökumenischen Patriarchen die Loslösung von Rußland zu erreichen.

Rußland. Patriarch *Tichon* forderte in der ersten nach seiner Freilassung gehaltenen Predigt zur scharfen Trennung von Kirche und Politik auf und erklärte die Beschlüsse des Kirchenkonzils für ungültig. Aus seiner Haft hat er ein Schreiben an den Staatsanwalt gerichtet, in dem er sich von seiner früheren gegenrevolutionären Tätigkeit lossagte und erklärte, daß er ein Werkzeug in den Händen der Monarchisten gewesen sei, die für sein damaliges Verhalten verantwortlich seien. FZ 464 und 484

In Berlin ist ein *russisches* wissenschaftliches Institut für die 500 russischen Studenten in Berlin mit 3 Fakultäten (Rechtswissenschaft, Volkswissenschaft, Statistik und geistige Kultur) errichtet worden, an dem mehr als 30 meist aus Rußland ausgewiesene Professoren und Dozenten lehren. Das Institut soll vielleicht schon im Herbst zu einer richtigen Universität ausgebaut werden. DtschesLebeninRußl 1/2

Die Evangelische Allianz in *England* hat in einem Schreiben an den Ministerpräsidenten Einspruch gegen den Besuch des Königs von England beim Papste erhoben. Rb 143

Der Erzbischof von *Canterbury* hat in einem jetzt veröffentlichten Briefe sich warm für das Liebeswerk an den deutschen Studenten verwandt. epd

Versammlungen: 20.—27. Juli Weltbund der Reformierten Kirchen in Zürich. 19.—25. August Weltbund der Lutherischen Kirchen in Eisenach. 1.—3. Oktober Bund für Gegenwartchristentum in Weimar.

Von Personen. Berufen: Prof. D. Gotthelf *Bergsträßer* in Breslau nach Heidelberg für semitische Philologie an Stelle von Bezold. Gestorben: Pfarrer D. Hermann *Schuchard*, Vorsteher der Anstalten Hephata in Treysa; Generalsuperintendent Johann *Grünberg*, Bischof der lettischen lutherischen Gemeinde in Rußland. Zu Sp. 419 Anm.: Unser Verlag, Friedrich Andreas Perthes A.-G., erhielt auf Anfrage folgende Drahtnachricht: Dear Sir, I have just had a telegramm from India from Mr. Appasamy with the words „Sadhu safe“ from which I infer that the rumour about his murder is incorrect. Yours faithfully, B. H. Streeter. ESt

Verantwortlich: Lic. theol. Georg Wünsch, Marburg a. L.

DER SADHU

Christliche Mystik in einer indischen Seele

Von

B. H. Streeter und *A. J. Appasamy*

Übertragen von *P. Baltzer*

Mit einem Geleitwort von Erzbischof Soederblom in Upsala

Gz. geh. 3.50, geb. 5.—

Das hier in bester deutscher Übertragung dargebotene Werk stützt sich auf genaueste persönliche Kenntnis. Der Sadhu selbst nahm lebhaften Anteil an seiner Entstehung und erkannte es ausdrücklich als einzige maßgebende Darstellung an: er schrieb an den Verfasser: *„I have finished reading your excellent book The Sadhu. It is clear that in writing the message you were guided by the Holy Spirit in a wonderful way. I trust your labour of love will be greatly and widely used for spiritual help of many and to the glory of God.“*

Friedrich Andreas Perthes A.-G.
Stuttgart-Gotha

Ein grandioses Prosa-Epos der Menschheitsdämmerung

Soeben erschien:

JOSEF WINCKLER

Der chiliastische Pilgerzug

Die Sendung eines Menschheitsapostels

209 Seiten Quart. In Halbleinen gebunden Grundzahl 7
Schlüsselzahl des Börsenvereins

Wincklers jüngste Prosadichtung rührt an die letzten Fragen nach dem Sinn des Daseins, nach dem Wesen des allerbarmenden Geistes. Unlösbare Rätsel, die zu deuten die großen Völkermythen, die Menschheitsdichtungen unternommen haben. Diese Erzählung erfüllt den Erdkreis mit apokalyptischen Gesichten eines Pilgerzugs der Mühseligen und Beladenen, Kranken und Elenden, Verkommenen und Verworfenen von allen Enden der Welt bei Anbruch des tausendjährigen Friedensreiches, das uns verheißen ist. In großartigem Zusammenprall erleben wir Menschheitsdämmerung und -erneuerung im kreisenden Wirbel der berauschenden Sinnlosigkeit alles Geschehens.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTTGART BERLIN LEIPZIG

Unseren direkten Beziehern im In- und Auslande

können wir aus Ersparnisgründen keine Rechnungen mehr zusenden. Wir bitten deshalb diese Bezieher höflichst, das Bezugsgeld für den Monat Juli

bis 20. Juli

auf unser Postscheck-Konto Erfurt 2422 einzahlen zu wollen, andernfalls wir annehmen dürfen, daß Nachnahme zuzüglich der Nachnahmespesen erwünscht sei.

Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Unseren Beziehern in der Schweiz

haben wir zur Erleichterung der Einzahlungen ein Postscheckkonto beim **Postscheckbureau Zürich** unter **Nr. VIII. 1851** eröffnet und bitten, alle für uns bestimmten Zahlungen dorthin mit ausdrücklicher Bezeichnung „für Christliche Welt“ leisten zu wollen.

Friedrich Andreas Perthes A.-G.
Verlagsbuchhandlung
Stuttgart-Gotha

Gesucht

Gebildete kräftige nicht zu junge **Stütze** in kleinerem Haushalt (2 Kinder) unter Mitarbeit der Hausfrau sofort oder spätestens 1. August gesucht. Familienanschluß. Einfache Küche erwünscht. Aufwartung vorhanden. Zuschriften mit Gehaltsforderungen an Frau Geheimrat **Heusel, Erlangen** (Bayern), Rathsbergerstraße 24.

Haustochter oder geb. **Stütze** aufs Land gesucht. Frhr. **v. Speßhardt**, Aschenhausen (Rhön).

Perfekte Stütze

die neben Hausfrau alle Arbeit (2 Kinder) leisten kann, zum 15. 7. oder 1. 8. gesucht. Gehalt 1 Dollar. Angebote erbeten an Frau Geheimrat **Tiedje, Berlin-Steglitz**, Miquelstr. 31.

Adoption.

Für einen gesunden einjährig. Knaben wird ein Elternhaus gesucht. Anfragen vermittelt **Rade**, Marburg.

Kandidat der Theologie, zuletzt im Ausland, sucht Stellung in Gemeinde- oder Schuldienst. **Sofort.** Anfr. erbet. unt. G. T. an den Verlag.

Ausland-Lieferungen

besorgt prompt
Th. Rother, Buchh. f. Theol., Leipzig

Dr. 4ling Seife
Hersteller: J. Kron, München
Unerreicht in Duft und Güte!

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland, Oesterreich und Ungarn für den Monat Juli: M. 3000.–, Doppelnummer: M. 2000.—; im Ausland für das Vierteljahr Juli—September und zwar: Amerika Dollar 0.80; Dänemark Kr. 3.60; England sh 3/2; Finnland Marka 20.—; Frankreich mit Elsaß, Belgien und Luxemburg Frcs. 10.—; Holland Gulden 2.—; Japan Yen 1.60; Italien Lire 12.—; Jugoslawien Dinar 56.—; Norwegen Kr. 4.—; Rumänien Lei 100.—; Schweden Kr. 2.80; Tschechoslowakei Kr. 18.—; Schweiz (Postscheckbureau Zürich Nr. VIII. 1851) Frcs. 4.—; Spanien Peseten 4.—; Porto nach dem jeweiligen Posttarif. — Anzeigengebühr für kleine Anzeigen: die viergespaltene Millimeterzeile Grundzahl 0,10 mal der jeweiligen Schlüsselzahl des B.-V.; größere Anzeigen nach Übereinkunft. — Postscheckkonto Erfurt 2422. — Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Stuttgart-Gotha. — Auslieferungsort Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 26. Juli